Eine gute Versorgung.

Roman

von

Amely Bölte.

Verfasserin des Visitenbuches eines deutschen Arztes in London.

Eine andere Verbindlichkeit, die wir gegen uns selbst haben, als unserer selbst werth zu sein, giebt es nicht.

Georg Foster.

Erster Theil.

Hamburg, 1856.
Verlags-Comptoir.
(Th. Niemeyer.)





Druck von Trömner & Dietrich (früher Hotop) in Cassel.

Meinem Onkel

dem Major von Tarnow

in Mecklenburg

zur Erinnerung.



Erstes Kapitel.

Die Sonne stand hoch am Himmel. Die Erde glühte unter ihrem Strahle. Dem Arbeiter auf dem Felde sank die Hand, er streckte sich auf den Rasen, drückte die Mütze über die müden Augen, und träumte von einer Welt, wo man nicht im Schweiße seines Angesichtes das tägliche Brot zu erwerben braucht.

Mühsam zogen indessen ein paar Gäule einen Stuhlwagen durch den tiefen Sand auf der Straße von Lübeck her, die den Namen der kalten Herberge führt, weil sie im Winter häufig so unfahrbar wird, daß der Reisende die Nacht in seinem Wagen zubringen muß. — Aber auch jetzt konnte man nur im Schritte fahren. Der Kutscher war lange schon abgestiegen, um es den Pferden leichter zu machen, er ging nebenher, die Zügel führend, und ermunterte sie dabei durch seine Zusprache, die sie zu verstehen schienen.

Auf dem Hintersitze des Wagens saßen ein Herr und eine Dame, die beide eingenickt waren. Ein Regenschirm schützte sie gemeinsam gegen die glühenden

Sonnenstrahlen; aber während sie so Vergessenheit des Gegenwärtigen fanden, entsank auch diese Bedeckung ihrer Hand. Steigendes Unbehagen rief sie endlich wieder wach. Der Herr schob seine Mütze von der Stirne und blickte sorgend um sich. Die Sonne warf schon senkrecht ihr Licht, in wenigen Stunden konnte man das Ziel der Reise erreicht haben. Er zog sein seidenes Tuch hervor und trocknete seine Stirne, die spärliches blondes Haar überschattete. Als er zugleich sein Haupt lüftete, bemerkte man die kahle Platte. Seine Züge waren schlaff; es schien als habe die Natur seine Haut zu weit zugemessen für den unter ihr liegenden Knochenbau. Die kleinen blaßblauen Augen lagen tief in ihren Höhlen, der Mund zeigte nur noch wenige schwarze Zähne. Die lange schmächtige Gestalt war in ihrer Haltung ohne Kraft, und wie in sich zusammengesunken.

Die lange Pfeife, die während des Schlummers bei Seite gesetzt war, kam jetzt wieder hervor und wurde neu gestopft. Die stattliche Dame, ihm zur Seite, nahm keine Notiz davon. Es schien Beiden nicht daran gelegen, die Reise durch Unterhaltung zu verkürzen. Dagegen holte sie einen großen Korb mit Speisen hervor, und wies in diesem einen Vorrath von Schinken und Würsten auf, der eine ganze Familie auf eine Woche ernähren konnte.

Der Wagen bog jetzt um eine Waldecke und in dämmernder Ferne lag Schloß Löwenstein vor ihnen.

„Hier fängt unser Gebiet an," bemerkte die Dame, der diese Gegend genau bekannt schien, und blickte dabei mit sichtlichem Antheil um sich.

„Unser Gebiet!" wiederholte der Mann mit kaltem Hohne, und warf ihr von der Seite einen Blick zu, der nichts weniger als liebevoll war. „Ja, wer einen Sohn hätte! Dann könnte man freilich von „unser" reden. So aber werden wir bei der Erbschaft wohl so ziemlich leer ausgehen, einer Tochter fällt selten mehr zu als der bunte Rock des Joseph, und das Höchste, worauf ich Rechnung mache, ist: daß mir das Hüteramt des unglücklichen Benjamin zu Theil werde."

„Das ist doch nur Dein Scherz, Lechzen!" erwiederte die Dame in gereiztem Tone. „Ich bleibe doch immer das älteste Kind des Hauses, auf mich muß der Genießbrauch des ganzen Vermögens übergehen, selbst wenn ich als Frau nicht wirkliche Erbin des Gutes sein kann; und wer weiß, was indessen geschieht. Unsere Tochter kann sich verheirathen, uns mit einem Enkel beschenken, und Niemand darf uns dann mehr in den Weg treten, am allerwenigsten aber dieser arme Blödsinnige aus einer zweiten Ehe, deren Gültigkeit wir nie anerkannt haben."

„Als ob man Dich darum befragt hätte!" erwiederte

der Mann spöttisch." Was mich betrifft, so habe ich nie einsehen können, was dieser Verbindung abging; obgleich Du stets gegen deren Rechtmäßigkeit Protest einlegtest."

"Du bist doch sonst nicht so schwer von Begriffen," sagte die Dame wegwerfend. "Selbst in der Bibel steht es, daß Blutsverwandte keine Ehe eingehen sollen, wie kannst Du also diese unsittliche Heirath vertheidigen."

"Ich vertheidige sie auch nicht, weil Dein Vater seitdem unsere Schulden nicht mehr bezahlte," erwiederte der Herr, und schaute mit träumerisch abwesendem Blicke in die Gegend hinaus.

"Unsere?" erwiederte die Dame kalt.

"Ja, unsere; denn was ich habe, das hast auch Du, dafür ward Dir ja die Ehre, Dich meine Gattin zu nennen. Der alte Herr hätte sich aber trotz dieser Verbindung nicht so karg bewiesen, wenn Du nicht mit Deinem unerträglichen Eigensinne dabei beharrt, seine Frau nicht Mutter nennen zu wollen. Diese kleine Genugthuung, die Du Deinem störrischen Sinne gewährtest, müssen wir nun theuer bezahlen. So wie man säet, so muß man ernten, und Armuth ist ja auch keine Schande. Freilich hatte ich mir es anders gedacht, als ich um das einzige Kind des reichen Baron von Hottenrott warb."

"Ich kann mich nicht verstellen, Lechzen. Zu heucheln

ist mir nicht möglich; erwiederte die Dame mit dem Tone schmollenden Trotzes.

„Einen solchen liebenswürdigen Charakterzug bezahlt man am Ende nie zu theuer, Camilla. Diese Felder und Wälder, was sind sie im Vergleiche mit einem Worte, das Dir nicht aus dem Herzen kommt? Ist das nicht auch Deine Meinung?“

„Dein Spott ist übel angebracht, sagte die Dame mit vor Unmuth zitternder Stimme und glühenden Augen. „Du weißt es recht gut, daß mein Vater nie eine zweite Frau gesucht haben würde, wäre ich bei ihm geblieben und hätte den Mann gewählt, den er sich zum Schwiegersohne wünschte. Du solltest also doch ja über diesen Punkt schweigen.“

„Das sehe ich nicht ein,“ versetzte er mit sarkastischem Lächeln. „So schmeichelhaft es mir auch war, daß Du jedes Hinderniß überwandest, um an meiner Seite durch das Leben zu gehen, so wäre mir Deine Liebe, ich leugne es nicht, noch unendlich werthvoller gewesen, wenn sie mir, begleitet von einem großen Vermögen, zu Theil geworden. Wir Männer sind nun einmal so, wir können nicht umhin eine Frau mit ganz anderen Augen zu betrachten, sobald ihre Truhe gefüllt ist. Das Glück der Ehe ruht auf solcher Basis am sichersten.“

„Sehr schmeichelhaft!“ sagte sie mit zusammengekniffenen Lippen, und wendete den Kopf, als sei sie

entschlossen eine Unterhaltung abzubrechen, die sie verletzte. „Dann wird Deine eigene Tochter wohl am sichersten unvermählt bleiben, da Du ihrer Ehe diese Basis nicht leihen kannst.“

„Es giebt auch Thoren, die weniger solide denken und einer hübschen Larve ihre Freiheit opfern. Einen solchen Narren werde ich mir für mein Kind suchen.“

Das Ziel ihrer Reise war ihnen indessen näher gekommen, schon gewahrte man die alterschwarzen Mauern des Wohnhauses, dem gegenüber ein Thor mit einem Thurme stand, der hoch in den Abendhimmel hinaufragte. Styl und Bauart waren einfach, wie die Ansprüche der Erbauer; denn in diesen Gegenden war jener Luxus, der das Schöne über das Nützliche stellt, auch jetzt noch nicht vertreten, und rauh, wie das Klima, blieben die Einwohner in ihren Sitten und Gewohnheiten. Aus den Häusern der Dorfbewohner stiegen noch keine Essen empor, der Rauch nahm aus der Thüre seinen Weg, und räucherte dabei die Fleischvorräthe für den Winter. Neugierig schauten die Kinder auf, als ein Wagen in das Dorf einfuhr, und die Gänse, die ungestört auf dem Wege lustwandelten, flogen schnatternd bei Seite bei dem ungewöhnlichen Geräusche der Räder.

Auf dem Schloßhof war es noch einsamer. Die Thüren zu den Ställen standen weit offen und ließen der Luft freien Einzug. Das Vieh war auf dem Felde,

selbst das Taubenhaus schien leer, nur die Katze war daheim geblieben und kroch gähnend mit hochgebogenem Rücken hervor, die Ankommenden zu begrüßen. Langsam rollte der Wagen den Schloßhof entlang bis vor das Herrenhaus. Der Kutscher fuhr so behutsam, als liege es ihm daran, den Rädern das Rollen zu verbieten. Alle Fenster im untern Geschosse waren dicht verschlossen, das gab der Wohnung etwas so Düster-Trauriges, daß Frau von Lechzen das Gesicht in ihre Hände begrub und in Thränen ausbrach. Sie wagte nicht das Auge wieder zu erheben und stieg gebeugten Hauptes aus dem Wagen.

Ein älteres Frauenzimmer, dem Anscheine nach die Wirthschafterin, trat aus der Hausthüre, sie zu begrüßen. „Meine liebe gnädige Frau," jammerte sie schluchzend, „mußte ich das noch erleben! In meinem Alter noch diesen Stoß! Das ist zu viel für mich!" So redete sie fort, als komme es nur darauf an, sich selbst zu beklagen, als seien ihre Gefühle der wichtigste Punkt, um den es sich hier handele; denn der Egoismus sieht überall nur sein Ich.

Endlich entschloß sie sich, die Gäste in das Haus zu führen. „Ich kann es nicht ansehen, wie verändert hier Alles aussieht," sagte sie, indem sie vor ihnen her einen langen Gang hinunter trippelte, der in das Seitengebäude führte, wo die Gastzimmer lagen, die Herr

und Frau von Lechzen bewohnen sollten. Es war auch hier finster und still, als gäbe es kein Licht und keine Menschen in dem Hause, wo der Tod eingekehrt. Die Thüren, an denen sie vorüberkamen, waren mit großen schwarzen Siegeln versehen, ebenso Koffer und Schränke. „Ich bin für jeden Tisch und jeden Stuhl verantwortlich," bemerkte die Wirthschafterin darauf hindeutend, und brach bei dem Gedanken an die unermeßlich schwere Pflicht, die auf ihr lastete, aufs Neue in Thränen aus.

Herr von Lechzen schritt mit gleichgültiger Miene hinter ihr her und wandte oft den Kopf ab. Man sah es ihm an, wie sehr ihm dieser Auftritt zuwider war. Als er in das für ihn bestimmte Zimmer kam, trat er an das Fenster und schaute, um auf andere Gedanken zu kommen, in den Garten hinaus. Frau Peters, die Wirthschafterin, bemühte sich indessen noch um ihre liebe gnädige Frau, der sie beim Ablegen ihrer Sachen behülflich war. „Was soll ich Ihnen senden, um sich nach der langen Fahrt zu erfrischen? Milch, Limonade, Kalteschale? Befehlen Sie?" fragte sie mit ihrer Amtsmiene.

„Wer könnte hier an Speise und Trank denken," erwiederte Frau von Lechzen. „Am liebsten ist es mir, Sie bleiben ruhig bei mir, meine gute Peters, und erzählen mir Alles, was sich auf die letzten Lebensaugenblicke meines armen Vaters bezieht. Es ist gar so rasch

gekommen. Am Tage vor seinem Tode war er also wirklich noch ganz munter?

„Wohl war er das!“ sagte Frau Peters mit tiefer Rührung. „Und wie gut ihm sein Mittag schmeckte! Nur ein bischen roth um die Augen sah der gnädige Herr aus. Er litt nämlich seit einiger Zeit häufig an Schwindel, und sollte darum auch keinen Wein trinken. Der Arzt hatte das streng verboten, aber wie das dann so geht, man denkt: ein Bischen schadet nicht, und aus dem Bischen wird dann leicht das gewöhnliche Maaß. So ging es denn auch an dem Tage. Der gnädige Herr befanden sich ja übrigens ganz wohl und waren überdem noch sehr guter Laune, die gnädige Frau wieder bei Tische zu sehen; so wurde vielleicht ein Gläschen mehr getrunken, als der Arzt erlaubt hatte. Jemineh! Wenn ich bedenke, wie ihnen der Hase schmeckte! Es war ein ganz junges Häslein, von unserm Jäger gegen Jagdverbot eingefangen, ich hatte die Herrschaften damit überrascht und es zugerichtet — nun, ich will mich nicht selbst loben — aber delicat war es, das kann ich nicht leugnen, und sie aßen es auf von einem Ende bis zum andern. Ach! Du Gott! Wenn ich mir denke, daß sie nun schon kalt daliegen, und keinen Hasen mehr essen werden, so möchte mir gleich das Herz brechen.“ Ein Strom von Thränen unterbrach sie bei der Erinnerung an diese letzte von ihr geübte Kochkunst.

Herr von Lechzen wandte sich ungeduldig um. „So laß doch den Unsinn, Camilla!“ sagte er leise. „Oder verschone mich wenigstens mit dem Anhören dieses Gewinsels.“

Frau Peters hatte seine Worte gehört. Sie trocknete augenblicklich ihre Thränen, warf ihm einen verächtlichen Blick zu und wollte das Zimmer verlassen.

„Es sind meine Eltern,“ sagte Frau von Lechzen, und warf den Kopf dabei in die Höhe; „mich interessiren daher, wie natürlich, alle Umstände ihres traurigen und ganz unvorhergesehenen Todes. — Ich begleite Sie hinaus, liebe Peters. In Ihrem Zimmer können wir ungestört reden, dort wenigstens ist Niemand, mich zu bevormunden.“

„Freilich,“ sagte die Wirthschafterin, indem sie Frau von Lechzen die Thüre öffnete, „der gnädige Herr sind kein Kind des Hauses.“ Diese letzten Worte sollten ihre Rache sein für die ihr zugefügte Kränkung, und ihre triumphirende Miene sagte, daß sie mit sich zufrieden sei.

„Ich wollte Du hättest von Deinen Eltern gesprochen, als du noch welche hattest,“ rief Herr von Lechzen seiner Gattin bitter nach. „Damals war aber, meines Wissens, immer nur von einem Vater die Rede.“

Sie sandte ihm nur einen trotzigen Blick als Antwort zurück, bevor die Thüre sich hinter ihr schloß.

Herr von Lechzen war nun allein. Er kreuzte die Arme und trat wieder dicht an das Fenster, um einem jungen Mädchen zuzusehen, das beschäftigt war, Salat in ihre Schürze zu lesen. Ihr starkes blondes Haar war sorgfältig geordnet, und ihre Kleidung verrieth, daß sie, trotz ihrer Beschäftigung, der dienenden Klasse nicht angehöre. Sie mochte höchstens siebzehn Jahre zählen und war sehr groß und stark für ihr Alter. Herr von Lechzen sah ihr lange aufmerksam zu, und zerbrach sich dabei den Kopf, wer es sein könne. Er zog sein Schnupftuch hervor, putzte seine Brillengläser damit und sah dann wiederum hin. Endlich öffnete er das Fenster und lehnte sich hinaus. Die Salatleserin wurde ihm mit jeder Minute anziehender. Da sie sich aber nicht zu ihm umwandte, ja das Auge auch nicht ein einziges Mal zu ihm hinübersandte, so hüstelte er einige Male. Das erreichte seinen Zweck. Sie schaute auf und sah umher, wer ihr so nah sein könne. Sobald er gewiß war, daß sie seiner ansichtig geworden, winkte er ihr. Sie schien erstaunt. Aber er winkte wieder und wieder, bis sie endlich seiner Aufforderung Folge leistete. Es war ihr nicht fremd, daß Gäste im Schlosse eingekehrt, sie wußte, daß der Sohn des Hauses erwartet würde und konnte daher wohl vermuthen, daß er es sei, der sie auf diese Art zu sich entbiete. So folgte sie denn aus schuldigem Respekte seiner Aufforderung.

Herr von Lechzen ließ sie ganz nahe kommen, bevor er sie anredete.

„Vor allen Dingen, wer sind Sie, mein schönes Kind?“ begann er. „Gehören Sie hier zum Haushalte?“

„Ihnen aufzuwarten, ja,“ lautete ihre Antwort, die sie halb verlegen stammelte. „Ich lerne hier die Wirthschaft.“

„So. Und heißen?

„Anna Wohlgemuth.“

„Ein schöner Name. — Anna Wohlgefällig, würde ich sagen, denn mir gefallen Sie sehr wohl.“ Er warf einen scheuen Blick in das Zimmer zurück, ob seine Frau nicht etwa zurückgekehrt sei und ihn belausche; als dort aber Alles sicher war, fuhr er fort:

„Geben Sie mir ihre Hand, mein schönes Kind. Kommen Sie!“ Er zog sie näher zu sich an das Fenster. „Welch schönes Haar Sie haben. Glatt wie ein Spiegel. So seidig und in solcher Fülle.“ Er streichelte mit seiner Linken ihr Haupt und sah ihr dabei zärtlich und tief in die Augen, bis das Mädchen verlegen zur Erde blickte.

„Sie können mir über so Manches Auskunft geben,“ fuhr er leiser fort, und kam ihr so nahe, daß sein Hauch ihre Wangen berührte. „Ich möchte von Ihnen hören, wie mein Schwiegervater geschieden ist. Aus Ihrem Munde würde mir das Traurige weniger traurig

klingen. Wollen Sie mir erzählen, was Sie davon wissen?" Er faßte ihr unter das Kinn und hob ihr Haupt zu sich empor.

„Fragen Sie doch lieber die Peters; sie weiß das Alles weit genauer als ich," versetzte das Mädchen schüchtern.

„Nicht doch! Was man von einem hübschen jungen Mädchen hören kann, das wird man sich nicht von einer häßlichen alten Frau erzählen lassen, meine kleine Wohlgemuth." Er sah sie dabei noch zärtlicher an, streichelte ihre volle Wange, nahm dann ihren Kopf zwischen seine beiden Hände und küßte ihren rosigen Mund. Das Mädchen zitterte; aber es wagte nicht, sich ihm zu entziehen. Ihr war seltsam zu Muthe unter seiner Berührung, ihr Herz pochte, ihr war so wohl und zugleich so weh, daß sie hätte weinen mögen. „Sie liebes, liebes Wesen!" sagte Herr von Lechzen, und küßte sie; dann schlang er den Arm um sie und ließ ihr Haupt an seiner Brust ruhen. Da rief es in der Ferne: Anna! und erschreckt fuhr das Mädchen aus ihrem Sinnentaumel empor. „Lassen Sie mich! Ich muß gehen. Es ist die Peters, die ruft," sagte sie ängstlichst.

„Sie liebes, herziges Kind! So sagen Sie mir nur das Einzige noch, wo ich Sie treffen kann."

„Ich weiß es nicht."

„Wann sind Sie wach?“

„Sehr früh. Ich füttre schon um sechs Uhr das Federvieh und suche die neugelegten Eier.“

„Vortrefflich! Dabei helfe ich Ihnen. Und jedes Ei, das ich finde, lohnen Sie mir so . . .“ Er hatte in Eile noch einmal ihr Haupt zu erhaschen gesucht, aber bevor es ihm gelungen, ihre Lippen zu berühren, war sie ihm entsprungen. Herr von Lechzen sah ihr noch einige Minuten lang träumerisch nach und ein Lächeln innerer Befriedigung spiegelte sich dabei auf seinem Gesichte. Dann richtete er sich auf, kreuzte die Arme und wanderte im Zimmer auf und ab. Endlich blieb er vor dem Spiegel stehen, zupfte seine Vatermörder, strich sein Haar in die Schläfe, zog seinen Ueberrock herunter, und ließ sein Auge über seine ganze Gestalt gleiten, mit einem Ausdruck, der sagen wollte: für seine Jahre nähme er sich wirklich nicht übel aus, Niemand würde ihm sein Alter ansehen. Er war froh, daß sich ihm dieser kleine Zeitvertreib hier bot, an dem frischen Landmädchen eine Eroberung zu machen, um so mehr, weil er gar nicht darauf gerechnet, hier eine so angenehme Unterhaltung zu finden. Ein Mann ohne Ehrgeiz, ohne einen Beruf, oder ein praktisches Streben, das seine Zeit unter Arbeit und Erholung fortfließen läßt, ist dem schrecklichsten ennui anheimgegeben, und verschwendet sein Leben meistens mit hypochondren Grillen oder ver-

liebten Launen. Besonders aus dem Offiziersstande gehen diese Opfer eines unnützen Lebens hervor, und Herr von Lechzen litt jetzt an den traurigen Folgen einer in Müssiggang verschwendeten Jugend. So lange er als Lieutenant die Bälle besuchte und auf die Parade zog, so lange er bemüht war, in Familien Zutritt zu gewinnen, um eine reiche Tochter zu erobern, — so lange hatte er ein Streben und wußte, was er von dem morgenden Tage wollte. Sobald dieser Zweck erreicht war, stand die Zeit für ihn stille. Mit sich selbst zu leben, das vermochte er nicht, an seiner eigenen Bildung zu arbeiten, dazu fehlte ihm der Trieb. — Er gähnte, zündete seine Pfeife an, zog einen Roman von Paul de Kock aus der Tasche und setzte sich in die Sophaecke.

Zweites Kapitel.

Als Frau von Lechzen eine Stunde mit der Wirthschafterin in deren Zimmer verplaudert und sich die Vorfälle der neuesten Zeit mit aller dieser Dame eigenthümlichen Umständlichkeit, gemischt mit Anspielungen auf ihre eigenen großen Verdienste, hatte vortragen lassen, erhob sie sich, um nun auch ihrem Stiefbruder, dessen Zimmer im ersten Stock lagen, einen Besuch abzustatten. Sie fand ihn im Bette, an das seit mehreren Tagen Unwohlsein ihn fesselte. Vor ihm saß der Schulmeister des Dorfes, der zugleich Schneider war, und legte eine Patience mit ihm.

Die Geschwister begrüßten sich kalt. Ludolf von Hottenrott war seiner Schwester stets ein Gegenstand des Neides und der Nichtachtung gewesen. Sie wollte ihn nicht anerkennen, wollte ihn wie einen Bastard behandeln; da aber Recht und Gesetz für ihn waren, so erreichte sie durch dieses eigensinnige Absprechen seiner Ansprüche nichts weiter, als daß er die Schwester haßte und ihr eigener Vater ihr seine Liebe entzog. — Das

erbitterte sie nur noch heftiger gegen die unschuldige Veranlassung dieser Entfremdung, und mehr nur bestärkte sie sich in dem Vorsatze, ihn unter keiner Bedingung Bruder zu nennen. Sie war so lange das einzige Kind ihrer Eltern gewesen und wollte es nun auch ferner bleiben; nichts in der Welt sollte sie daran verhindern.

Der Tod ihres Vaters hatte sie heute etwas milder gestimmt, sie hatte an seinem Sarge gestanden, und sich dort gesagt, daß sie ihm nicht immer die Tochter gewesen, die sie ihm hätte sein sollen. Sie hatte seine kalte Hand auf ihr Herz gelegt, und dabei vielleicht ein stilles Gelübde gethan, denn sie war weicher als man sie je gesehen. So trat sie vor ihren Bruder hin, den der plötzliche Tod beider Eltern schutzlos und allein zurückließ, während er durchaus nicht befähigt war, auf eigenen Füßen zu stehen.

„Guten Abend, Ludolf!“ sagte Frau von Lechzen, als sie sich seinem Lager jetzt nahete, und bot ihm die Hand. So entgegenkommend war sie nie zuvor gewesen, und mißtrauisch sah sie der Kranke an, ohne die dargebotene Rechte seiner Schwester zu ergreifen, während der Schulmeister sich erhob und der gnädigen Frau seinen Platz einräumte.

„Ich danke, Herr Wenzel!“ sagte sie gnädig, und nahm den Sitz ein, den er ihr geboten. „Sie sollen aber darum nicht stehen.“

„O, ich bitte,“ versetzte der Schulmeister mit vielen verlegenen Bücklingen, wobei sein langgeschnittenes, weißblondes Haar jedesmal über sein Gesicht fiel, um dann eben so schnell wieder zurückgestrichen zu werden. — „O, ich bitte. Die gnädige Frau sind gar zu gnädig!“

„Nehmen Sie sich einen andern Stuhl und setzen Sie sich zu uns.“

„O, ich bitte, nein. Ich kenne meine Stellung.“

„Nun, so stehen Sie,“ sagte Frau von Lechzen ungeduldig. „Ich bleibe überdem nur wenige Minuten.“

„Ich bitte die gnädige Frau, meinetwegen keine Umstände zu machen. Vielleicht ist es Ihnen lieber, daß ich mich entferne. Vielleicht haben Sie Hochwichtiges mit dem Herrn Bruder zu bereden.“ Er verbeugte sich dabei abermals wiederholt und machte Miene, sich zurückzuziehen. Ludolf wurde sichtlich ängstlich.

„Wenzel! Unsere Patience!“ rief er fast weinerlich. „Wir hatten sie so schön angelegt. Verwerfen Sie sie nur nicht.“

„Es liegt Alles noch unberührt, mein junger Baron. Sein Sie unbesorgt!“ sagte er, ihm die Karten zeigend. „Wenn Sie befehlen, will ich Wache stehen, daß nichts in Unordnung gerathe; oder auch für Sie weiter legen.“

„Thun Sie das,“ sagte Frau von Lechzen gebietend. „Nun lassen Sie mich aber auch reden. — Wir haben unsere Eltern verloren, Ludolf, und müssen uns darum

näher treten," sagte sie, sich zu diesem wendend. "Fasse Vertrauen zu mir. Niemand steht Dir nun so nahe auf der Welt, als Deine Schwester."

"Bist Du denn meine Schwester?" fragte er sie verwundert.

"Welche Frage, Ludolf. Bin ich nicht Deines Vaters Kind, wie Du es bist; folglich bin ich Deine Schwester."

"Ist das wahr, Wenzel?" fragte er den Schulmeister. „Ich habe das sonst nicht von ihr gehört, da hieß sie immer Frau von Lechzen und war mir eine ganz fremde Dame, vor der ich mich fürchtete."

„Was habe ich Dir denn aber gethan, Ludolf, um Dir Furcht einzuflößen?"

„Du hast mich stets böse angesehen, und meine Mutter hat mir gesagt, daß Du mich nicht leiden könntest. Wenn Du in Löwenstein warst, durfte ich nie in das Wohnzimmer kommen, dann mußte ich allein spielen, allein essen, und immer allein sein. Das habe ich Dir nicht vergessen."

„Das ist ja lange her, Ludolf! Du und ich sind seitdem verständiger geworden. Ich wollte, daß mein Vater mich allein lieb haben sollte, und gönnte Dir nicht, daß er mit Dir spielte. Das war Unrecht von mir. Aber siehst Du, ich war hier als einzige Tochter aufgewachsen, hatte stets Alles gehabt, was ich wünschte. Jeder richtete sich hier nur nach meinen Blicken, ein

Wort aus meinem Munde brachte Alle in Bewegung; da konnte ich es nun freilich nicht vertragen, mich verdrängt zu sehen. Ich wollte allein hier gebieten, allein hier Herrin sein; und vermochte nicht mich darin zu finden, in dem Hause meines Vaters als Gast zu erscheinen. Das machte mich unfreundlich und ungerecht. — Jetzt liegt das aber hinter uns, was geschehen ist, ist geschehen, wir können es nicht mehr ändern. — Ich kann nun nicht mehr eifersüchtig auf Dich sein; denn unser armer Vater steht nicht länger zwischen uns. Wir sind beide elternlos, drum wollen wir zusammenhalten. Ich will Dir Schwester und Mutter zugleich sein; — denn meinem Alter nach kann ich das. — Ich will hier für Dich sorgen und über Dich wachen. — Ich will das Haus für Dich bestellen. — Aber fasse nur erst Vertrauen zu mir. Gieb mir Deine Hand und sage mir, daß Du es willst; sage mir, daß Du in mir die Schwester erkennst, derem Schutze Du Dich gerne übergiebst."

Der Kranke sah sie schlau und zugleich argwöhnisch an. Er gab ihr seine Hand noch nicht, ein plötzlicher Gedanke schien ihm zu kommen, der ihn davon zurückhielt. „Höre," began er, „ich habe nichts dagegen, Dir ein guter Bruder zu sein, wenn Du mir erst versprichst, nicht länger als acht Tage hier bleiben zu wollen."

Frau von Lechzen wurde dunkelroth, und ihr Auge sprühte Zorn; doch überwand sie sich. Sie senkte die

Lider und erwiderte mit einer Engelsstimme: „Wenn ich Dir ferne bin, mein guter Ludolf, wer soll da für Dich sorgen? — Was hilft Dir die Schwester, wenn sie nicht bei Dir ist?“

„Du schreibst mir, das ist mir weit lieber, als wenn Du da bist, und wenn ich nicht selbst antworten mag, so soll der Wenzel es für mich thun. Auf die Art hören wir ja immer von einander.“

„Ich möchte Dich aber nicht so verlassen hier wissen. Du weißt noch nicht, wie einsam Du Dich ohne Deine Eltern hier fühlen wirst. Du würdest mir zu leid thun!“

„Sei deshalb ohne Sorgen, Camilla. — Ich will mir die Zeit schon vertreiben. — Bald gehe ich mit dem Jäger aus und schieße, bald mit dem Inspektor auf das Feld, im Garten ist auch noch viel zu thun, besonders wenn das Obst abgenommen wird; es fehlt mir also gar nicht an Beschäftigung, und ich freue mich eigentlich recht darauf, endlich einmal machen zu können was ich will. Der Prediger soll mir nun auch keinen Unterricht mehr geben. — Die Bücher brauche ich nicht, und was darin steht mag ich nicht wissen. Ich werde Löwenstein doch niemals verlassen und hier weiß ich lange genug, und was ich nicht weiß, das weiß Wenzel. — Wie der im Rechnen stark ist, das glaubst Du nicht.“

„O ich bitte!“ sagte der Schulmeister geschmeichelt, und begleitete seinen Bückling mit einem Kratzfuß.

Dabei fielen ihm seine weißblonden Haare wieder über das Gesicht, und er mußte in seinem Kartenlegen anhalten, um sie zurückzustreichen.

„Das ist falsch!“ rief Ludolf plötzlich ganz aufgeregt, und deutete auf eine Karte, die der Schulmeister in der Eile seiner Handbewegung nach dem Kopfe auf den verkehrten Platz gelegt haben mußte. „Wenzel, wie können Sie so unachtsam sein, uns diese Patience zu verderben. Sie wissen doch, wieviel davon abhängt!“

„Wie das?“ fragte Frau von Lechzen mit einem fragenden Blick auf den Schulmeister.

„Baron Ludolf haben sich etwas dabei gedacht,“ erwiderte dieser. „Es war eine Frage an das Schicksal.“

„Und worin bestand diese?“ fragte sie weiter.

„Ob . . . .“

„Wenzel, nichts gesagt!“ rief Ludolf ängstlich.

„Ich wünsche es aber zu wissen,“ sagte Frau von Lechzen stolz.

„Ob — hm! — ob . . . . .“ begann der Schulmeister.

„Wenn Sie das sagen, werde ich Ihnen niemals wieder gut!“ rief Ludolf fast weinerlich.

„So wenig Vertrauen hast Du zu Deiner Schwester,“ sagte Frau von Lechzen, und erhob sich stolz.

„Ich bitte die gnädige Frau tausendmal um Verzeihung,“ warf der Schulmeister ein, und verneigte sich

dabei doppelt tief. „Ich stünde gerne zu Befehl, aber, wie Sie sehen, der junge Baron haben so seine Ansichten, und ein Mann in meiner Stellung, wenn er zwischen Thüre und Haus steht, zieht es natürlich vor, draußen zu bleiben. Aber wie gesagt —“

Frau von Lechzen schritt indessen der Thüre zu, der Schulmeister griff eilig nach einem Lichte, um ihr vorzuleuchten, und stieß dabei den ganzen Tisch mit der Patience über den Haufen. Ludolf schrie und schimpfte darüber und geberdete sich wie ein unartiges Kind, dem man ein Spielzeug genommen; endlich sprang er gar aus dem Bette und wollte den dienstfertigen Wenzel am Rockzipfel festhalten. Dieser bückte sich eben mit dem Lichte, um Frau von Lechzen die Treppe zu zeigen, kam aber dabei zu nahe an sein Haar, das von der Flamme versengt ward, und zischend von seiner rechten Kopfseite verschwand. Erschreckt fuhr der arme Mann zurück und ließ den Leuchter seiner Hand entfallen, während Ludolf, über den seltsamen Anblick kichernd, in sein Bett zurücksprang.

Frau von Lechzen erreichte indessen ihr Gemach, wo ihr Gatte noch immer, in stilles Sinnen vertieft, auf- und abwandelte. „Willst Du nicht mit mir hinüber kommen, meinen Vater noch einmal zu sehen?“ fragte sie ihn.

„Ich denke es wird hinreichen, wenn Du ihn siehst,“

sagte er, durch die Störung verstimmt. „Ich sehe nicht gerne Todte. Man weckt sie damit doch nicht wieder auf. Was geschieden ist, bringt unser Bedauern nicht wieder zurück. Ich stelle dann nur stets die ernste Betrachtung an, wie wenig wir das Leben ausbeuten, während wir es haben. Keine Minute sollte man sich entgehen lassen; den Becher sollte man bis auf die Hefen leeren. Den verlornen Augenblick bringt keine Ewigkeit uns wieder ein.“

„Ich halte den Augenblick nicht für verloren, den ich am Sarge meines Vaters der Erinnerung an ihn widme.“

„Wenn Dir der Schmerz Genuß ist, dann magst Du Recht haben; und fast glaube ich das. Dein Temperament neigt etwas stark zur Nachtseite des Lebens hin.“

„Unmöglich kannst Du verlangen, daß ich heute zum Scherze aufgelegt sei. Auch dachte ich, daß Du füglich jede Spötterei über meine Trauer sparen könntest; denn sie macht Dir im Grunde wenig Ehre.“

„Du redest so erbaulich, als ob Du auf der Kanzel ständest. Aber — plaisanterie à part. Wie steht es mit unserm Abendessen?“

„Daran wird heute wohl Niemand gedacht haben. Ich wüßte auch wirklich nicht, wer hier essen sollte.“

„Das muß ich gestehen!“ rief Herr von Lechzen lachend. „Du freilich nicht, Dank den Vorräthen, denen

Du im Wagen zusprachst. Die gefühlvolle Haushälterin wird aber vielleicht doch nicht ganz so sehr von dem Gewichte ihrer Pflichten erdrückt sein, als Du glaubst, und ihren leiblichen Menschen etwas unter die Arme greifen wollen, um ihn mit neuem Thränenvorrath auf morgen zu versehen. Wenigstens spürt meine Nase so etwas und läßt mich auf Eierkuchen mit Salat schließen, dem zuzusprechen ich nicht abgeneigt bin; denn wer wollte so grausam gegen sich selbst sein, sich das Gute nicht zu gönnen, das er haben kann. Bitte, erkundige Dich danach und frage, wo für mich gedeckt wird."

Frau von Lechzen verließ das Zimmer und kehrte erst wieder dahin zurück, als ihr Gatte sich schon zur Ruhe begeben. Er schlief so ruhig, als drücke ihn keine Erdensorge. Sie trat an sein Lager, beugte sich über ihn und sah ihn lange an. Es war der Mann ihrer Wahl, der Gegenstand ihrer ersten, glühenden Neigung, ihm hatte sie das Vaterhaus geopfert, und auch die Liebe ihres Vaters. An seiner Seite hatte sie Ersatz für Alles zu finden gehofft, von ihm das Glück erwartet, das als Sehnsucht in jeder Mädchenbrust schlummert und nie Erfüllung findet. Und was war ihr geworden? — Die Gluth ihrer Leidenschaft war bald gekühlt, und eine sanfte Hingabe an den Mann ihrer Wahl, eine Liebe, die Alles duldet und Alles trägt, und die immer noch liebt, die lag nicht in ihrem Wesen. — Tadel

konnte sie nicht vertragen. — Das erste Wort der Unzufriedenheit aus dem Munde ihres Gatten, und eisige Kälte zog in ihr Herz. Sie wurde bitter, störrisch, verdrießlich; — wo sie ihn anziehen sollte, stieß sie ihn ab. — Sie fühlte sich gekränkt, daß er ihr nicht mehr schmeichelte, ihr nicht mehr huldigte, und verbarg dieses Gekränktsein unter dem Scheine einer Gleichgültigkeit, die ihr Stolz von ihr forderte, während sie ihr Herz brach; denn gänzliche Entfremdung war die Folge ihres abstoßenden Betragens. —

Sie hatte es stets vermieden sich einzugestehen, daß sie keine glückliche Wahl getroffen; denn so wenig sie vor Andern je ein Unrecht bekannt, so wenig that sie es vor sich selbst. Sie hatte es so gewollt, und was sie wollte, das war recht und das war gut. — Heute, wo der erste Schmerz in ihre Brust einzog, wo sie zum ersten Male dem Tode da in das Angesicht sah, wo es den Menschen am empfindlichsten berührt, heute kehrte auch das erste Gefühl der Reue bei ihr ein, sie gestand sich, daß sie hätte anders handeln können und anders handeln sollen, und daß Vieles wieder gut zu machen bleibe, was sich doch nie wieder gut machen lasse. Sie weinte aus Rührung, und diese Thränen thaten ihr unendlich wohl; denn sie waren ihr neu.

Indem sie noch mit dem Lichte vor ihrem Gatten stand und die Züge betrachtete, aus denen ihr einst der

Himmel geleuchtet; — indem sie den Mann betrachtete, wie er jetzt war, und wie er gewesen, als sie ihn geliebt, und dabei in ihrer Brust fast das Gefühl des Hasses gegen ihn entdeckte, — öffnete er, von dem Scheine geblendet, das Auge und fragte verwundert: „Was willst Du, Camilla?"

„Dir eine gute Nacht wünschen, Lechzen. Dich bitten, mich wieder zu lieben, wie Du mich einst geliebt; denn ich habe nun keinen Vater mehr, und Niemand auf der Welt, mich zu hegen und zu pflegen, als Dich."

„Dummes Zeug!" murrte er. „Mich darum zu wecken! — Warum soll ich Dich denn hegen und pflegen? — Du bist ja so munter wie ein Rohrsperling."

„Aber mein Herz thut mir weh, sobald ich bedenke, welch ein Leben wir mit einander führen. — Wenn ich mir kein besseres Loos bereiten wollte, so war es wirklich nicht der Mühe werth, mein Elternhaus zu verlassen, wo mir alles gewährt wurde, was mein Herz nur wünschte."

„Und das fällt Dir heute um Mitternacht alles ein? — Ihr Weiber seid doch die unverständigsten Kinder, die die Erde trägt! Konntest Du mir das nicht eben so gut morgen beim Kaffee sagen? — Schlaftrunken, wie ich bin, siehst Du mich außer Stande, auf Deine Sprache einzugehen, wenn ich auch noch so

gerne wollte. Darum laß mich jetzt! — Morgen früh bin ich bereit, Dir auf Alles Rede zu stehen. — Gute Nacht!" Er wollte sich abwenden. —

„Lechzen, ein solcher Augenblick kommt vielleicht nicht wieder. Weise mich nicht zurück, ich bitte Dich! Reiche mir die Hand und sage, daß wir ein neues Leben beginnen wollen. Behandle mich mit Liebe und ich verspreche Dir, mich sanft und freundlich in Dich zu fügen."

„Beste Camilla, dann wäre unser Zusammenleben ja noch tausendmal langweiliger, als es jetzt ist. Ohne Reibung kein Feuer. Das bischen Hader hält uns wach. Zu Turteltauben sind wir nun doch einmal zu alt geworden, wir können keinen andern Ton jetzt anstimmen." Sie seufzte. Vielleicht hatte er Recht.

Drittes Kapitel.

Der Regen goß heute in Strömen, und trotz der warmen Jahreszeit hatte die Luft eine nasse Kälte, die unangenehm berührte. Die große Eingangsthür zum Schlosse stand weit geöffnet und zeigte auf dem Flur eine schwarze Bahre, auf der zwei Särge standen. — Alle Wände waren düster behangen, alle Bewohner in Trauer gekleidet, und Jegliches gethan, um den düsteren Tag noch düsterer zu machen.

Niemand war heute an die Arbeit gegangen. Alt und Jung, Groß und Klein wollte dem Herrn zu seinem Grabe folgen. Aus der nahe gelegenen kleinen Stadt kamen noch mehrere Wagen, der Arzt der Familie, der Justiziarius, und wer sonst dem Hause näher befreundet war, hielt es für Schuldigkeit, den Verstorbenen diese letzte Ehre zu erweisen. Um eilf Uhr sollte der Zug sich in Bewegung setzen, bis dahin hielt ein Gabelfrühstück die Gäste im Gartenzimmer fest. Herr von Lechzen machte hier den Wirth. Als Schwiegersohn kam ihm diese Rolle zu und vor den Augen der

Welt nahm er gerne die Stellung ein, die ihm gebührte. Seine Gattin konnte ihn dabei nicht unterstützen; sie war tiefbetrübt, und hatte sich nur mit Mühe so weit gefaßt, um vor den Gästen erscheinen zu können.

Baron Ludolf war noch in seinem Zimmer. Er hatte das Bett verlassen und sich angekleidet, wollte aber nicht früher unten erscheinen, bis die große Familienkutsche vorgefahren; denn ihm bangte vor den vielen versammelten Menschen. Er hatte sich Wenzel, den Schulmeister, zum Begleiter erbeten, und stieg, auf dessen Arm gestützt, die Treppe hinab, als man ihm das Zeichen gab, daß er erwartet werde.

Der Pfarrer hielt am Grabe noch eine lange Rede, in der er der vielen Tugenden der Dahingeschiedenen erwähnte. Ludolf hörte diese nicht; denn der immer noch strömende Regen gestattete ihm nicht, den Wagen zu verlassen. Seine stets schwache Gesundheit hatte ihn früh an solche Rücksichten gewöhnt. Er weinte still vor sich hin, während man seine Eltern in die Gruft senkte; denn an ihre stete Liebe und Sorgfalt gewöhnt, fehlten sie ihm auch jetzt schon, und zu entbehren, was er gerne hatte, daran war er nicht gewöhnt. Die Liebe der Kinder zu den Eltern ist stets mit Egoismus gepaart. —

Langsam fuhren die Wagen wieder zurück. Die Fußgänger zügelten ihre Schritte jetzt nicht mehr und waren schon in der Vorhalle versammelt, als Ludolf

ausstieg. Verlegen begrüßte er sie. Es kam ihm vor, als müsse er jetzt wie ein erwachsener Mensch auftreten, und doch wieder beschlich ihn ein Gefühl innerer Scham wenn er so selbstständig vortreten sollte. Der Justizrath Werther nahm ihn beim Arm und führte ihn in den sogenannten Gerichtssaal, wo der letzte Wille des Verstorbenen verlesen werden sollte. — Am oberen Ende desselben waren Stühle für die Mitglieder der Familie gestellt, hier mußte er neben seiner Schwester und seinem Schwager Platz nehmen, während die Uebrigen auf Bänken längs der Wand hin saßen.

Eine erwartungsvolle Pause trat ein. Frau von Lechzen sah auf ihren Gatten, dessen Wangen vor Erwartung glühten. Alle begriffen die Wichtigkeit dieses Augenblickes; nur Ludolf nicht. — Er wußte nicht einmal recht, was man hier vornehmen wollte.

Der Justizrath Werther räusperte sich jetzt, nahm ein versiegeltes Packet zur Hand, erbrach es und begann den Inhalt vorzutragen. Nach der üblichen Formel des Eingangs kamen die Worte: Mein Sohn Ludolf ist Universalerbe aller meiner Güter. Diese wenigen Worte wirkten elektrisch auf alle Anwesenden; doch wurde wohl Keiner so tief davon berührt, als Herr von Lechzen, der todtenbleich ward und nur mit Mühe seine Fassung behauptete. Aller Augen wandten sich sogleich auf den künftigen Herrn auf Löwenstein und die ihm nächst Be-

kindlichen winkten ihm Glück wünschend zu. Herr Justizrath Werther aber gebot Stille und fuhr fort mit Ablesung aller Einschlüsse und Bedingungen, zu denen schließlich auch ein Nachtrag gehörte, der Herrn von Lechzen mit seiner Frau auf Lebenszeit den freien Nießbrauch des Gutes vergönnte, das sie bis jetzt bewohnten und mit einem mäßigen Pachtzins vergüteten, im Fall deren einzige Tochter sich mit Ludolf von Hottenrott verehelichte. Herr von Lechzen schöpfte Athem. So blieb doch ein Ausweg, um Elend und Entbehrungen aus dem Wege zu gehen. Es war aber auch der einzige. Sein Schwiegervater hatte ihn weiter nicht bedacht, und das bereits vorgestreckte Kapital als hinreichendes Erbe für seine Tochter betrachtet. Von diesem Erbe war aber leider nichts mehr vorhanden und mancher Gläubiger hatte sich damit trösten müssen, daß der alte Herr von Hottenrott nicht ewig leben könne. Diese Hoffnung war nun freilich erfüllt; aber nicht der entsprochenen Erwartung gemäß, und es galt nun, neue Trostgründe für die ungeduldig drängenden Gläubiger zu ersinnen.

Ludolf hatte seine Volljährigkeit noch nicht erreicht, der Justizrath Werther war ihm bis dahin als Vormund gesetzt. Die Gesellschaft erhob sich und ein einfaches Mahl wurde eingenommen, das Allen vortrefflich schmeckte. Die Wirthschafterin legte vor, ihre junge

Gehülfin war noch in der Küche beschäftigt und erschien erst später, als alle Speisen aufgetragen waren. Herr von Lechzen warf einen verstohlenen Blick nach der Richtung hin, wo sie saß. Er stützte oftmals, wie gedankenvoll, sein Haupt. Vielleicht, daß er so bequemer durch seine Finger schaute, wohin es ihm gefiel. Seine Nachbarn hatten sich über seine Unterhaltungsgabe nicht zu beklagen.

Ludolf saß am obern Ende des Tisches, neben ihm hatte sein Freund, der Schulmeister, Platz nehmen müssen. Es war die Rede unter ihnen von einer Partie Patience für den Nachmittag. Heimlich tranken sie auch eine Gesundheit auf Etwas, das den Uebrigen ein Geheimniß blieb. — Ludolf Hottenrott war sehr heiterer Laune. Der Gedanke, jetzt in der Welt eine Stellung einzunehmen, mochte sein Selbstgefühl steigern und ihn angenehm anregen.

Der Justizrath Werther, sonst ein so guter Gesellschafter, war heute mit Worten kurz und rieb oft nachdenklich seine Stirn, als ob ihm etwas durch den Kopf gehe. Nach dem Essen zog er den Prediger in eine Fensternische, faßte ihn vertraulich beim Knopfloche und sagte halbleise: »Können Sie sich nicht entsinnen, Verehrtester, ob der selige Herr Hottenrott im Gespräche irgend wie geäußert, wo er seine Kapitalien angelegt?

Von den ungeheuern Summen in seinem Besitze findet sich auch gar kein Nachweis vor. Es müßten denn Papiere darüber in irgend einem Verstecke aufbewahrt sein. Kommen Sie mit mir, suchen wir gemeinsam in seinem Schlafgemache umher. Ich kann den Ort nicht mit Ruhe verlassen, bevor ich irgend eine Spur gefunden; denn ich bin nicht sicher vor Jemand, der hier ohne meine Hülfe findet.“ Er machte dabei eine bedeutsame Kopfbewegung nach Herrn von Lechzen hin. Der Prediger blinzelte einverstanden. Beide verließen nun das Zimmer. Mit Hammer und Brecheisen versehen, begaben sie sich in das Schlafgemach des alten Paares, hämmerten an dem großen Himmelbette herum, pochten an allen Wänden; aber, wo sie auch horchten und suchten, kein hohler Boden wollte sich finden, kein verborgenes Schatzkästlein sich aufthun, den gesuchten Reichthum zu liefern. Beide standen endlich ermüdet von ferneren Versuchen ab. „Ich bin rathlos,“ sagte der Justizrath. „Daß er Kapitalien besaß, ist so gewiß, wie ich Sie vor mir sehe. Wer mir einen Fingerzeig geben könnte, wo er sie bewahrt.“

„Fragen wir Ludolf,“ versetzte der Prediger. „Es ist ja sein eigenes Interesse, und hat ihn sein Vater auch sicherlich nicht zum Vertrauten seiner Angelegenheiten gemacht, so hat er sich doch vor ihm in unbefangener Rede ergehen lassen, und vielleicht ist ihm so

irgend ein Stichwort im Gedächtniß geblieben. Sie wissen ja: Was kein Verstand der Verständigen sieht ꝛc.“

Der Justizrath stimmte dem Pfarrer bei, um so mehr vielleicht, weil ihm selbst kein besserer Ausweg einfiel. Beide begaben sich zu Ludolf, der schon eifrig bei seiner Patience war. Er hörte sie zerstreut an, auf ein ernstes Wort des Justizraths nahm er sich jedoch zusammen, und einigermaßen geschmeichelt, daß von ihm so dringend eine Auskunft verlangt wurde, sagte er mit plötzlich angenommener Wichtigkeit: „Mein Vater sagte immer, bei seinen Schafen habe er seine Kapitalien angelegt. Das sollte ich nicht vergessen.“ Die beiden Herren sahen sich bedenklich an. Die Schafzucht auf Löwenstein stand keineswegs auf einer hohen Stufe, die Heerde selbst war also kein Reichthum. Wie aber sollte ein Stall sein Vermögen aufbewahren? In Ermangelung anderer Anzeichen benutzten sie jedoch den Wink und begaben sich zu der kleinen Heerde, die beim Erscheinen des seltenen Besuches scheu die Köpfe zusammensteckte und in eine Ecke des Stalles entfloh. Das Gebäude war neu, der selige Herr hatte es errichtet. Doch sah es gerade so aus, wie jeder andere Schafstall, und von verborgenen Wandschränken konnte hier keine Rede sein. Der Justizrath blickte entmuthigt vor sich hin. Der Pastor hatte indessen den Hammer ergriffen und klopfte damit auf den Boden. Das schien dem

Justizrath ein nutzloser Zeitvertreib. Schon wollte er sich entfernen. Da rief der Andere: „Hier ist es!"

„Was denn?" entgegnete der Justizrath fast athemlos.

„Der Schatz!" erwiederte der Pastor und ließ stärker noch die klingenden Schläge seines Hammers ertönen.

„Wäre es möglich!" jubelte der Justizrath und scharrte mit seinen Händen auf dem Boden umher; aber freilich war damit nichts zu erreichen.

„Laternen her und Mauerbrecher!" sagte der Pastor.

„Aber bei Nacht, die Gefahr des Feuers und die Mühe, das Gefundene zu bewachen. Warten wir bis zum Morgen," sprach er mit einem Entschlusse.

„Wenn uns nun Jemand belauscht hätte und Sorge trüge, uns zuvorzukommen?" wandte der Pastor ein.

„Ich schlafe hier," sagte der Justizrath.

„Und wenn man Sie ermordet?"

„Mann des Friedens, warum mir diese Schreckbilder vorhalten? — So bleiben Sie bei mir. Sie können ja den Teufel beschwören, wie vielmehr also einen Dieb."

„Mit dem Unsichtbaren nehme ich es schon auf," sagte der Prediger lachend, „aber ein paar derbe Fäuste, mit denen ist nicht gut reden."

„Ein geladenes Gewehr wird dafür die beste Beschwörungsformel sein," versetzte der Justizrath.

Eben öffneten sie die Thür, da trat ihnen Herr von

Lechzen entgegen. „Ich habe Sie überall gesucht,“ begann er. „Ich möchte gerne ein Wort mit Ihnen im Vertrauen reden, Herr Justizrath.“

„Ich stehe zu Diensten,“ versetzte dieser.

„Hätte ich mir vorstellen können, daß die Herren sich im Schafstalle befänden, so würde ich mir viel nutzloses Suchen erspart haben.“

„Sie glaubten uns wahrscheinlich im Hühnerstalle,“ sagte der Pastor boshaft.

„Das war ein schlechter Witz, lieber Herr Pastor,“ sagte der Justizrath, der die Anspielung nicht verstand.

„Nicht so schlecht, als Sie meinen,“ versetzte dieser lachend, und empfahl sich, um die begehrte vertrauliche Unterhaltung nicht zu stören.

„Das Codicill meines Schwiegervaters,“ begann Herr von Lechzen, so wie sie allein waren, „enthält eine Bedingung, deren Erfüllung für uns von Wichtigkeit ist, lieber Herr Justizrath, und Sie können auf den wärmsten Dank von mir und meiner Frau rechnen, wenn Sie uns dabei unterstützen. Fordern Sie, um welchen Preis Sie uns dienen wollen?“

„Ich weiß ja noch gar nicht, um welchen Dienst es sich handelt,“ sagte der Justizrath vorsichtig.

„Daß Sie Ludolf vermögen, Gustave zu heirathen.“

„Das wünschen *Sie*?“ fragte der Justizrath mit Erstaunen.

„Wie können Sie sich darüber wundern,“ sagte Herr von Lechzen mit gerunzelter Stirn, „da Sie doch wissen, daß wir, ohne Erfüllung dieses Nachtrages, so gut wie enterbt sind.“

„Sie haben nur dies einzige Kind!“

„Darum eben wünschen wir ihr eine glänzende Stellung in der Welt; was wir ihr hinterlassen könnten, wäre so gut wie nichts. Sie muß durch eine Heirath versorgt werden.“

„Aber an der Seite eines solchen Gatten, was hilft ihr da der Glanz?“

„Sie kennen die Verhältnisse der großen Welt nicht,“ sagte Herr von Lechzen schneidend, „sonst würden Sie wissen, daß Gustave dadurch alles Das erhält, was eine Frau von Stand zu ihrem Glücke begehrt. — Genug, ich wünsche diese Verbindung, und wenn Sie mir die Hand dazu bieten wollen, so können Sie Ihre Bedingungen nennen.“

„In welcher Art kann ich Ihnen dabei nützen?“ fragte der Justizrath eisigkalt.

„Dadurch, daß Sie Ludolf bestimmen, um meine Tochter bei mir anzuhalten. Ich möchte sie ihm nicht gerne antragen, so wie wir stehen.“

„Und sind Sie der Einwilligung des Fräuleins gewiß. Wird sie nicht andere Wünsche hegen?“

„Sie ist mein Kind und wird meinen Willen ehren,“

sagte Herr von Lechzen stolz. „Bangen Sie davor nicht.“

„Ludolf kann meines Erachtens nur geschmeichelt sein, wenn ich ihm die Aussicht stelle, ein schönes junges Mädchen zur Frau zu erhalten. Ich gehe sogleich zu ihm und rede mit ihm darüber.“ Als er sich entfernt hatte, begab sich Herr von Lechzen zu seiner Frau. „Die Sache ist so weit in Ordnung, Camilla,“ sagte er mit Selbstzufriedenheit, „bringt mir der Justizrath, was ich erwarte, Ludolfs Gesuch um die Hand unserer Tochter, so reise ich morgen mit dem frühesten ab und hole Gustave. Packe mir einstweilen etwas Wäsche und was sonst nöthig ist, zusammen. Der kleine Portemanteau faßt Alles, was ich auf der Reise brauche.“ — Er sah nach seiner Uhr. „Ich will noch einen Gang nach dem Garten machen, es ist so schwül im Zimmer,“ sagte er.

„Wir werden bald zu Abend essen,“ erwiederte seine Frau verstimmt. „Es sieht überdem nach Regen aus.“

„Ich bin gleich wieder zurück,“ sagte er kurz und verschwand. Sie sah ihm nach, als er durch die Baumallee eilig fortschritt, dann packte sie seinen Koffer. — Es mochten nicht die heitersten Gedanken sein, die sie dabei beschäftigten; denn sie seufzte oft und tief. — Als sie fertig war, stellte sie sich an das Fenster und schaute eifrig hinaus; ihr Auge schien aber nicht zu fin-

den, was es suchte. Endlich entschloß sie sich kurz, hinunter zu gehen. „Wo ist Anna?“ fragte sie die Haushälterin. —

„Das weiß der Himmel!“ sagte diese unmuthig. „Sie sollte Schnittlauch aus dem Garten holen und ist schon eine Stunde fort. Sie ist jetzt sehr nachlässig.“

„Schicken Sie ihr doch Jemand nach. Ich würde ihr an Ihrer Stelle gar keine solchen Aufträge mehr ertheilen. Sie sollte mir nicht von der Seite kommen.“

„Das wäre auch das Gescheiteste. Ich alte Frau soll Alles thun.“

Während sie noch so sprachen, erschien das Mädchen. Ihre Wangen glühten, ihre Augen waren verwirrt. Frau von Lechzen betrachtete sie mit einem Blicke stiller Verachtung, den sie mit einem Ausdruck des Trotzes zurückgab.

Viertes Kapitel.

Ludolf von Hottenrott saß in seinem Zimmer am Fenster, als der Justizrath bei ihm eintrat. Der Schulmeister legte eben die Karten zusammen und empfahl sich. „Ich kann wirklich nicht länger verweilen," versicherte er. „Meine Frau war gestern schon entsetzlich darüber aufgebracht, daß ich den ganzen Abend wegblieb. Ich darf das heute nicht noch einmal versuchen. Da ist der Rock von meinem ältesten Jungen auszubessern, die Hosen des zweiten sind auf dem rechten Knie aufgescheuert, und das Füttern des Schweines liegt mir auch ob; es ist daher die höchste Zeit, daß ich diesen Verrichtungen nachgehe, Herr Ludolf!"

„Ihre Schneiderarbeit könnten Sie recht gut mitbringen, wir plauderten während Sie näheten," sagte Ludolf schmollend, wie ein Kind, dem man seinen Willen nicht thut.

„Dabei würde doch nicht viel fertig werden," versetzte der Schulmeister mit bescheidenem Einwand.

„Für jetzt gehen Sie nur in aller Ruhe nach Hause,

ich werde bei Herrn von Hottenrott bleiben und ihn nach Kräften zu unterhalten suchen," sagte der Justizrath mit einer gewissen Betonung, die andeuten sollte, daß der jetzige Gutsherr eine Respektsperson sei. Dann nahm er einen Stuhl und rückte diesen nahe an Ludolf heran. „Nicht wahr, es ist nicht gut, daß der Meusch allein sei," begann er vertraulich. „Es wird eine ganz andere Sache für Sie sein, wenn eine hübsche junge Frau neben Ihnen sitzt, Ihnen eine Patience legt, und für Sie sorgt, wie Ihre Mutter für Sie sorgte."

Ludolf lachte vor Vergnügen über das ganze Gesicht. "Aber wird sie denn das wollen?" fragte er erstaunt. "Ich meine die Gustave. Als Kind konnte sie mich gar nicht leiden, da nannte sie mich immer den dummen Ludolf und wollte nicht mit mir spielen. Wird sie jetzt anders sein?"

"Das ist nun schon lange her," wandte der Justizrath ein, "und aus Kindern werden Leute. Sie ist jetzt verständig, und wenn Sie sie zur Frau von Hottenrot auf Löwenstein machen, so wird sie dafür Patience mit Ihnen legen und Ihnen vorlesen, so oft Sie wollen."

"Das wäre sehr schön, freilich; aber, wenn der Schulmeister zu mir ziehen könnte, so wäre mir das doch noch lieber, weil wir schon so gut mit einander bekannt sind."

Der Justizrath konnte sich eines Lächelns nicht erwehren.

„Der Schulmeister ist aber keine Frau, lieber Herr von Hottenrott, und Sie müssen doch eine Frau haben."

„Muß ich das?" fragte jener verwundert.

„Sie brauchen eine Familie, eine Häuslichkeit," fuhr der Justizrath fort, „Jemand, der für Sie sorgt, Sie pflegt, — Sie brauchen einen Erben für Ihre Güter."

„Und Gustave sollte mir das Alles geben? Wenn sie soviel zu thun hat, werde ich dennoch viel allein sein, und allein bin ich nicht gerne."

„Ich will Ihnen etwas sagen: Sie nehmen Gustave zur Frau, und den Schulmeister zu Ihrem Sekretair und Vorleser, dann ist für Beides gesorgt. So ganz allein können Sie doch nicht leben."

„Ja, das ließe ich mir schon gefallen; aber die Frau Schulmeisterin erlaubt es nur nicht."

„Dafür will ich schon sorgen. Sobald Gustave Ihre Frau ist, mache ich mich anheischig, daß der Schulmeister ganz bei Ihnen wohnen und seine ganze Zeit Ihnen widmen soll. Es wird sich schon ein Stellvertreter finden, der seine Schule hält und seine Schweine füttert; die Röcke seiner Kinder mag er, nach wie vor, in seinen Nebenstunden beflicken. Nicht wahr, das geht?"

„Er soll ganz bei mir wohnen, bei mir essen, bei mir schlafen? — Wie bald kann das geschehen?“

„Sobald die Hochzeit gewesen ist.“

„Wenn die Gustave nur schon hier wäre, so wollte ich sie gleich morgen heirathen,“ sagte Ludolf vergnügt.

„Nun, wer weiß, wenn sie nicht morgen kommt, so kommt sie doch übermorgen. — Herr von Lechzen mag sie gleich holen, wir lassen dann den Prediger kommen, und Alles ist abgemacht. Gefällt Ihnen das nicht auch?“

„Ja, und der Schulmeister zieht zu mir. Mein Vater sagte immer: Der Justizrath, das ist ein ganzer Mann! Das sehe ich nun, daß Sie es sind. Wenn doch die Gustave erst hier wäre!“

„Wir wollen's schon einrichten, daß es nicht zu lange währt, bis sie kommt. Ich bin ja von Ihrem lieben seligen Vater eingesetzt, über Ihr Glück zu wachen, es ist daher meine Pflicht, daß ich für Sie sorge und Ihre Wünsche erfülle. Vertrauen Sie mir nur an, wie Sie es gerne haben; ich will schon zusehen, daß ich Ihnen alles das verschaffe, was Ihnen Vergnügen macht.“

„Wenn Sie mir noch einen recht großen Gefallen thun wollen, so kaufen Sie mir auch zwei Spiele neuer Karten,“ sagte Ludolf vergnügt über die Erlaubniß, sie sich ausbitten zu dürfen. „Ich habe mir die schon lange gewünscht.“

„Die sollen Sie haben," sagte der Justizrath lachend. „Erst die Frau, dann den Schulmeister und drittens die Karten. Sehen Sie, aller guten Dinge sind drei. Darum müssen wir heute auch bei drei stehen bleiben, bis wir gelegentlich einmal wieder eine solche Drei aufsummiren. — Nicht wahr, so ist es am besten?"

„Ja, ja! Mein Herzensfreund. Aller guten Dinge sind drei. Ich wüßte jetzt auch gar nichts weiter zu wünschen, ich bin ja ganz überglücklich. Der Schulmeister und neue Karten."

„Halt! So müssen Sie nicht rechnen, mein theurer Baron. Einem Edelmanne geziemt es, galant gegen das schöne Geschlecht zu sein. Sie müssen Gustave daher stets voran gehen lassen. Sie bleibt Nr. 1."

„Ludolf lachte über diese Bemerkung. „Ich habe die Gustave nun lange nicht gesehen, es sind schon viele Jahre vergangen, seit sie nicht mehr hier war. — Glauben Sie, daß sie gerne herkommen wird?"

„Warum nicht? — Es ist ja sehr schön hier in Löwenstein, und Sie werden gewiß Alles aufbieten, um ihr den Aufenthalt angenehm zu machen. Sie fahren zusammen aus, Sie reiten mit ihr, Sie kaufen ihr ein schönes Klavier und lassen sich des Abends etwas darauf vorspielen. Sie sollen nur sehen, wie angenehm es sich an der Seite einer jungen Frau lebt! — Es wird

recht munter hier in Löwenstein werden, und ich hoffe dann recht oft Ihr Gast sein zu dürfen."

„Sie sind sehr freundlich, mein lieber Justizrath! Aber — es ist mir doch eine ängstliche Sache mit der Gustave. Es wäre mir eigentlich lieber, wenn ich sie nicht zu heirathen brauchte."

„Sie scherzen, mein theurer Freund. Jung gefreit hat Niemand gereut. Auch ist es ja der ausdrückliche Wunsch Ihres lieben seligen Vaters, und Sie waren immer ein so guter Sohn, daß sie ihm gewiß gerne die Freude noch machen."

„Meinetwegen denn. Aber Sie müssen hier sein, wenn die Gustave kommt, und ihr sagen, daß ich sie heirathen will. Ich sage es ihr nicht, ich sage ihr überhaupt gar nichts. Wenn Sie es ihr anbringen wollen, so mag es sein."

„Herr von Lechzen wird sie schon von Allem unterrichten; seien Sie unbesorgt. Sie haben gar nichts zu thun und zu sagen, als einfach „Ja" zu sprechen, wenn der Prediger Sie fragt, ob Sie Gustave von Lechzen zur Frau nehmen wollen. Das wird Ihnen doch nicht schwer werden?"

„Wenn es weiter nichts ist, so mag es angehen. Aber Sie verlassen mich nicht, Sie sind hier, wenn sie kommt, und gehen mir nicht von der Seite."

„Wie, was? Der junge Baron Hottenrott fürchtet sich doch nicht vor einem hübschen Mädchen?"

Ludolf lachte.

„Nicht, wenn ich sie aus der Ferne ansehen kann. Aber ich spreche nicht gerne mit ihnen, und wenn sie mich anreden, dann möchte ich gleich vor Angst davon laufen. Ich sehe überhaupt nicht gerne fremde Menschen. Mir wäre es eigentlich am liebsten, wenn ich mit dem Wenzel so ganz allein hier fortleben könnte."

„Für einen jungen Mann in Ihrer Stellung ist das aber nicht möglich, mein lieber Baron. Darum ist es gut, daß Sie eine Frau bekommen, die die geselligen Pflichten, welche Ihnen lästig fallen, für Sie übernehmen kann. Gustave ist in einer großen Stadt aufgewachsen, ihr wird es nicht schwer werden, mit fremden Menschen zu verkehren. Sie wird hier ganz an ihrem Platze sein."

„Wenn Sie das meinen, dann will ich es glauben; denn Sie sind ja mein bester Freund."

„So wäre die Sache denn abgemacht, und wir reden nun nicht weiter davon, bis die Braut angekommen." Der Justizrath erhob sich.

„Wollen Sie so gütig sein, wenn Sie doch hinunter gehen, den Wenzel zu mir herauf zu senden? Der Doctor will nicht erlauben, daß ich das Zimmer ver-

lasse, und mir wird die Zeit entsetzlich lang, wenn ich allein bin."

„Das glaube ich gerne. Er soll sogleich bei Ihnen sein. Auf Wiedersehen, lieber Baron."

Der Justizrath eilte nun zu Herrn von Lechzen, um ihm das Resultat dieser Unterredung zu melden. Dieser war äußerst zufrieden, die Sache so schnell erledigt zu sehen, und drückte ihm in warmer Anerkennung die Hand. „Aber noch einmal möchte ich Sie warnen," begann Jener, „das Schicksal Ihrer Tochter nicht so rasch zu bestimmen. Bietet sich denn wirklich kein andrer Ausweg? — Sie sehen an dem armen Ludolf das Resultat dieser Familienheirathen. Wer steht Ihnen dafür, daß Sie nicht Großvater eines Blödsinnigen werden?"

Herr von Lechzen wurde durch diese Warnung sichtlich verstimmt. Sein Auge verdüsterte sich. Er zögerte einen Augenblick zu antworten, und sagte dann langsam: „Ich kann gegen Ihre Besorgniß nichts einwenden. Sie ist gegründet und — es ist fast wahrscheinlich, daß Das, was Sie voraussehen, eintreffe. — Doch machen meine Verhältnisse diese Heirath so unumgänglich nothwendig, daß ich sie unter jeder Bedingung wünschen muß. Nicht allein, weil ich sonst von meinen Schuldnern zu einem Bankerotte getrieben würde, der meine Ehre verletzte, sondern auch meiner Tochter wegen, die, wie gesagt, ganz arm ist. Das Schicksal eines Mäd-

chens ist nun einmal so, daß sie nehmen muß, was ihr geboten wird. Wie wenige Ehen bieten ein wirkliches Glück. Betrachten Sie die meinige. Der Eigensinn meiner Frau hat uns nur wenige Monate friedlichen Beisammenseins gegönnt; denn da ich nicht nach ihrer Pfeife tanzen wollte, und sie sich durchaus nicht in mich fügte, so lebte bald Jeder so gut er konnte für sich allein fort, und wenn wir uns sahen, war es nur, um Krieg mit einander zu führen. Gustave hat wenigstens den Vortheil, daß sie diesen schwachen Jüngling ganz beherrschen kann, so bald sie ihn nur einigermaßen zu nehmen weiß und ihn in seinen kleinen Eigenthümlichkeiten gewähren läßt. Ihr Loos an seiner Seite scheint mir noch bevorzugt gegen das vieler andrer Frauen. Möge sie es nur auch so einsehen! Möge sie nur so glücklich sein wollen, wie sie es in den Verhältnissen sein kann."

"Ich fürchte, sie wird das nicht. In ihrem Alter macht das Herz noch seine Rechte geltend; mit siebzehn Jahren resignirt man noch nicht auf Ideale."

"Dagegen habe ich nichts," sagte Herr von Lechzen mit halbem Lächeln. "Es wäre sogar unnatürlich, wenn dem nicht so wäre! Betrachte sie die Rechte ihres Gatten als nominell, als einen Familienpakt, und genieße sie ihr Leben mit Beobachtung des Scheines, wie sie will; so ist uns in jedem Bezug geholfen. Hoffent-

lich hat sie Verstand genug, das einzusehen. Ihr Schicksal liegt in ihrer eigenen Hand.“

Der Justizrath wiegte bedenklich sein Haupt. „Wohl! Sie sind Vater,“ sagte er, „man muß es Ihnen überlassen, das Wohl Ihres Kindes nach eigener Einsicht zu bestimmen. Meine Sache wäre es nicht. Wahrscheinlich machen Sie sie persönlich mit diesem Plane bekannt, und bereiten sie vor, was ihrer wartet.“

„Ich reise noch heute nach Hamburg ab.“

„Dann meine besten Wünsche mit auf den Weg. Ich beneide Ihnen die Reise nicht.“

„Sie besorgen indeß eine Dispensation? Ein Brautstand kann hier zu Nichts führen, darum denk' ich, daß wir sie gleich zusammengeben, sobald ich zurückkomme. Meinen Sie das nicht auch?“

„Das ist vielleicht das Beste unter den bewandten Umständen. — Wird Ihre Frau Schwester Sie herbegleiten?“

„Das verhüte der Himmel! Die würde mir meinen ganzen Plan verderben. Sie haßt alle Familienverbindungen und nennt eine Ehe ohne Liebe eine Unsittlichkeit. — Sie hat freilich in der ihrigen nicht gerade auf Rosen gewandelt, und für eine Frau giebt es dann wenig Mittel, sich zu entschädigen, während uns Männern die ganze Welt offen steht. — Indessen — das

ist nun einmal nicht zu ändern, und sie soll mir darum noch nicht diese ganze Angelegenheit verderben."

Sie trennten sich. Herr von Lechzen wollte noch packen, der Justizrath Briefe schreiben. Ludolf war indessen schon zur Ruhe gegangen und träumte von dem Schulmeister, den neuen Karten und seiner Mutter, die über seinem Lager gebückt stand und einen Kranz von frischen Rosen auf sein Haupt setzte, deren Duft er einsog. Ein süßes Lächeln spielte um seine Lippen. Ihm war so wohl unter ihrem freundlichen Blicke. In ihren Augen hatte ihrem Liebling nie etwas gefehlt, als dies Eine, daß er seine Mutter noch nicht genug liebte und nicht bedürftig genug war. Sie hätte ihm mehr noch zu leisten gewünscht, ihn am liebsten nur durch ihre Sorge lebend gewußt. Er war ihr ganzes Glück! —

Im Hause war es jetzt still, man hörte fast das Athmen der Schlafenden und das träumende Knurren des Hofhundes in seiner Hütte. Da knarrte ganz leise eine Thüre, mit vorsichtigen Schritten glitt eine weibliche Gestalt die Treppe hinab und verschwand durch den Ausgang nach dem Garten. Unter den Bäumen, die eine Allee bilden, in welcher man in der Mittagssonne Kühlung fand, stand sie still und horchte. Nichts ließ sich hören. Sie ging einige Schritte weiter; da wurde nicht ferne von ihr gehüstelt. Sie verstand das Zeichen und erwiederte es. Eine männliche Gestalt wurde

bemerkbar, eine flüsternde Stimme rief sie an, sie nahm den gebotenen Arm und Beide verschwanden nach einer andern Richtung hin, wo eine Laube mit einer Bank ihnen winkte. Es war eine laue Sommernacht, der Regen hatte aufgehört; doch waren die Bäume noch damit getränkt, und sandten einzelne Tropfen herab. Am Himmel tauchte ein Sternlein nach dem andern auf, und milderte das Dunkel der Erde. Alles athmete Frieden und Ruhe, kein Insekt summte, kein Vogel zwitscherte mehr; die Pflanzen tranken den Thau, die Blumen schlossen ihre Kelche, nur die Nachtviole hauchte ihren Duft. Es liegt etwas Heiliges in dieser Stille einer Sommernacht, wo keine Stimme der Natur unserm geschärften Ohr vernehmbar wird und eine Einsamkeit uns umgiebt, die der Tag niemals bringen kann. — Eine solche Nacht, fern von dem Geräusch der Städte, ist der schönste Tempel, das Herz in Andacht zu heben und ihm jenen Frieden zu geben, der allem Ewigen verwandt ist und über die Erde fortträgt.

„Ich habe nicht recht gethan,“ sagte Anna zu Herrn von Lechzen. „Ich hätte das Haus nicht heimlich verlassen sollen. Lassen Sie mich schnell dahin zurückkehren.“

„Nicht doch!“ erwiederte er beschwichtigend. „Fragen Sie etwa am Tage um Erlaubniß, wenn Sie in den Garten gehen? — Sie sind doch Herrin Ihrer Zeit?“

„Doch ist mir zu Muthe, als ob ich ein großes Unrecht beginge. Ich zittre wie ein Dieb, der sich ertappt glaubt. Was wünschen Sie denn eigentlich von mir?“

„Erstens, Sie zu sehen, zweitens, Ihnen zu sagen: daß ich bei grauendem Morgen abreise, und die Bitte an Sie habe, Sie möchten in meiner Abwesenheit recht viel um Ludolf sein und ihn für meine Pläne günstig stimmen. Gelingt es mir, diese Heirath zwischen meiner Tochter und ihm nach Wunsch zu gestalten, so darf ich darauf rechnen, auch den geheimen Wünschen meines Herzens dann später Gehör geben zu können. Darum bitte ich Sie dringend, sich beliebt bei ihm zu machen und Einfluß auf ihn zu gewinnen. Wollen Sie mir den Gefallen thun?“

„Gerne, wenn Sie es wünschen. Aber nun Adieu!“

„Nicht doch: Was eilen Sie? — Gönnen Sie mir doch das Glück, Sie noch einige Minuten zu sehen.“

Anna zagte; aber sie gab nach, denn die gewinnenden Worte bezauberten ihr Ohr —.

Fünftes Kapitel.

Als der erwachende Morgen mit hellem Strahle heraufzog, traf er die Bewohner von Löwenstein vielfach beschäftigt. Der Justizrath beabsichtigte heute eine ernste Nachsuchung im Schafstalle, darum wurde früh die Heerde ausgetrieben, und so wie die wolligen Bewohner ihre Hausung verlassen hatten, machte er sich bereit, mit Brecheisen den Boden aufzuwühlen, um den Schätzen, die er suchte, auf die Spur zu kommen.

Der Herr Pastor begleitete ihn. Nicht Jeden hätte er bei einem solchen Unternehmen zum Zeugen gewünscht, doch den langjährigen Freund der Familie, dem Seelensorger der Verstorbenen, durfte er schon in seine Karten blicken lassen. Beide Männer hatten die Thüre hinter sich verschlossen und hämmerten eifrig an den Wänden umher und als sie dort nichts entdeckten kam der Fußboden an die Reihe. Von einem verborgenen Wandschranke war keine Spur vorhanden, nun fragte es sich nur ob eine eingesenkte Truhe zu entdecken sei. Sie kamen nach langem Suchen an einen Fleck, der ihnen

hohl erschien und begannen hier die Steine aufzubrechen. Die Arbeit ging langsam von Statten. Nach vielem Bemühen gelang es eine Oeffnung zu gewinnen die groß genug war, um mit einer Laterne den darunter befindlichen Raum messen zu können, und als sie hineinschauten, gewahrten sie ein kleines nett ausgemauertes Kämmerchen, groß genug für einen Mann sich darin zu bewegen. Der Justizrath, als der behendeste, ließ sich hinab. Als seine Füße den Boden suchten, war dieser beweglich, und er entdeckte, daß er in ein Behältniß getreten, das lauter Thaler füllten. Er reichte einige davon hinauf an den Prediger. Dieser besah sie, fand sie von richtigem Gepräge, aber von der Feuchtigkeit so angelaufen und überwachsen, daß sie einer Reinigung bedurften. Sie arbeiteten nun zuerst an der Oeffnung weiter, bis das ganze Gemach vor ihnen aufgedeckt lag und sechs Kessel mit Münzen zeigte, von denen jeder ohngefähr zwanzig Tausend Stücke enthalten mochte.

Der Anblick so vielen Geldes brachte einen eigenthümlichen Eindruck auf die beiden Männer hervor. Sie standen wohl zehn Minuten sprachlos und wie gebannt diesem Schatze gegenüber. Dem Auge war das nicht wohlgefällig, was sie erblickten; nur die Idee, was mittelst der häßlichen Silberstücke erreicht werden konnte, verursachte den Zauber. Es war nicht die Sache selbst,

es war ein Gebilde der Phantasie, das hier seine Täuschung übte. Darum auch sehen wir oft bedeutende Menschen sich vor dem Reichthum beugen und ihm Concessionen machen, weil sie im Geiste schauen, welche Resultate er erzielen kann.

„Was nun weiter?“ fragte endlich der Justizrath, als sein Auge sich mit dem Anblick vertraut gemacht. „Ohne Hülfe werden wir diese Truhen nicht auf die Oberwelt befördern. Das Beste wird wohl sein, daß wir uns nach ein paar kräftigen Fäusten umsehen, denen wir vertrauen können, um diese vermoderten Thaler an das Licht zu bringen. Wenn Sie hier Wache halten wollen, Herr Pastor, so will ich den Verwalter nebst seinem Sohne herbescheiden, d. h. wenn sie noch nicht auf das Feld gegangen sind, was ich nicht hoffe.“

„Lassen Sie mich der Bote sein,“ versetzte der Pastor. „Hier allein zurückbleiben, das möchte ich um keinen Preis. Es ist kein Spaß, bei solchen Schätzen Wache zu stehen.“

„Dann schließen Sie mich ein,“ sagte der Justizrath, „denn Besuch möchte ich nicht empfangen, während Sie fort sind. — Lassen Sie mich aber nicht zu lange Ihr Gefangener sein, darum bitte ich Sie dringend.“

Es war keine kleine Arbeit, das Geld aus der Tiefe zu befördern. Man mußte es in Säcke schütten

und in kleinen Theilen fortbringen. So wurde es denn hoher Mittag, bevor man mit diesem Geschäfte zu Ende kam, und jetzt befahl der Justizrath, den Schloßhof mit Tüchern zu belegen, und darauf die vermoderten Thaler zum Trocknen auszubreiten, die seltsamste Bleiche, die die Welt vielleicht je gesehen. Aladin's Zauberlampe hätte keine wunderbarere beleuchten können. Die Bewohner des Schlosses erfuhren erst nach und nach, was vorging. Scheu in der Ferne stehend, sahen sie der Thätigkeit der Herren zu, die jede unberufene Hand zurückwiesen. Ludolf saß oben am Fenster und belustigte sich an dem Vorgange. Daß ihm dies Geld gehörte, daran dachte er weiter nicht. Hätte man es ihm auch noch so viel vorgesagt, so würde es keinen Eindruck auf ihn gemacht haben; denn der Werth der klingenden Münze war ihm unbekannt. Er hatte nie selbst etwas besessen, nie selbst gekauft. Wünschte er eine Sache, so erhielt er sie; das Mittel, wodurch er dazu kam, war ihm gleichgültig. — Die schmutzigen Thaler, hier vor seinen Augen ausgebreitet, blieben ihm daher auch nur schmutzige Thaler und weiter nichts. Es verlangte ihn nicht nach ihrem Besitze; denn was sollte er damit beginnen?

Der Justizrath verließ das Geld keinen Augenblick. Er wanderte auf und ab, die Pistolen des seligen Herrn geladen in seiner Brusttasche tragend. Das Wetter war

schön, Ludolf kam daher nach Tische vor die Thür und leistete ihm Gesellschaft.

Einige Male wurde er versucht, eine Katze oder einen Sperling mit den Geldstücken zu werfen; als der Justizrath ihn aber bat, lieber wirkliche Steine zu nehmen, stand er davon ab, und begnügte sich damit, ihm zuzusehen.

Der Doctor Redlich fuhr jetzt unerwartet vor, und brach in lautes Erstaunen über diese sonderbare Scene aus. Zugleich erschienen mehrere Gensd'armen, die der Justizrath bestellt, um noch diesen Abend das Geld in die Stadt zu eskortiren. Das machte die Scene noch belebter. Frau von Lechzen ließ einen Tisch vor die Thür stellen und den Kaffee auftragen, die Herren zündeten ihre Cigarren an und Ludolf war sehr vergnügt, daß die Zeit ihm so schnell verging. Er blickte heute mit weniger Scheu auf seine Schwester und erbot sich sogar, ihre Strickwolle zu halten, eine Beschäftigung, an die ihn seine Mutter gewöhnt, welche ihn, zu seiner Unterhaltung mehr noch als zu ihrem Nutzen, zur Garnwinde zu gebrauchen pflegte. —

Der Doctor Redlich war schon ein ältlicher Mann, der Frau von Lechzen von ihrer Geburt an kannte und sie sogar in seiner väterlichen Weise häufig bei ihrem Vornamen nannte. Er hatte sie gestern nur flüchtig gesehen, setzte sich daher jetzt traulich an ihre Seite

und fragte nach ihrem Ergehen. Gegen ihn bewies sie sich offener, als gegen irgend eine andere Person, und auch heute plauderte sie mit einer Zutraulichkeit, die man sonst nicht an ihr kannte.

„Sie erwarten Ihre Tochter?“ sagte er im Verlaufe des Gesprächs. „Herr von Lechzen ist hingereist, um sie zu holen. Das wird ihr unerwartet kommen.“

„Ich fürchte, daß sie nicht willig hierher zurückkehre,“ erwiederte Frau von Lechzen sorgenvoll. „Sie ist so gerne bei ihrer Tante. Und nun gar die Veranlassung, die sie herruft.“

„Sie meinen die Heirath,“ sagte er leise, sich dicht an ihr Ohr neigend. „Weiß sie denn schon etwas davon? Ahnt ihr so etwas?“

„Nicht das Geringste. — Obgleich diese Verbindung stets ein bischen in dem Plane meines Mannes lag, so sagte er es doch nie gerade heraus und ich hütete mich wohl, eine solche Aeußerung hervorzurufen. Wäre das Testament meines Vaters nur etwas günstiger für uns ausgefallen, so hätte er mir nie damit kommen dürfen. Ich opfere mein Kind nicht, um seine Schulden zu bezahlen. — Da uns nun aber gar nichts bleibt, Gustave sogar dem Mangel Preis gegeben sein würde, und, ohne eine Unterstützung von ihrer Tante, ihren Unterhalt verdienen müßte, so kann ich nichts Anderes thun, als die Sache geschehen lassen. Ein solcher Mann ist übrigens

so gut wie gar kein Mann, das ist noch mein Trost, sie bleibt völlige Herrin, zu machen, was sie will." —

„Hm!" sagte der Doctor Redlich schmunzelnd, „so ein bischen männliche Natur steckt doch in unserm Ludolf, warten Sie das nur erst ab. Aber freilich wird sie ihn ganz beherrschen können. Ist Gustave sehr eigenwillig? Lebt sie gerne nach ihrem eigenen Kopfe? — In dem Falle hätte sie Ersatz. Dann würde sie am Ende noch besser mit Ludolf fahren, wie Sie mit Lechzen."

„Gustave ist mir darin gar nicht ähnlich," sagte die Frau seufzend. „Sie hätte einen vernünftigen Mann sehr glücklich machen können, denn sie hat ein liebendes Gemüth und ist der Hingebung bedürftig. Sie folgt ihrer Tante auf einen Wink und liest ihre Wünsche an ihren Augen ab. Aber gerade weil sie so ist, ist dies auch keine Ehe für sie. Mein Mann würde dies aber nicht begreifen. — Er versteht die Natur seines Kindes nicht, er denkt, der Reichthum solle sie für Alles entschädigen, als ob es für eine Frau eine Entschädigung gäbe, sobald ihr Herz unbefriedigt ist. Diese Lücke durch ein unerlaubtes Verhältniß ausfüllen, das wird mein Kind nie thun, dafür stehe ich ihm. Soviel hat sie auch von ihrer Mutter."

„Vielleicht macht sich die Sache besser, als Sie denken," sagte der Arzt begütigend. „Gustave ist sorgfältig ausgebildet, ihr stehen viele Quellen der Selbstbe-

schäftigung zu Gebote, die sie über Manches trösten werden. Sie wird ihren Talenten leben."

Frau von Lechzen wiegte traurig ihr Haupt. — „Und nicht einmal ein gesundes Kind an ihr Herz drücken. Ja, wenn die Aussicht noch wäre! — So aber hat sie keinen Ersatz. — Meine arme Tochter!" —

„Sie müssen die Sache nicht so schlimm darstellen. War Ludolf's Mutter nicht eine sehr glückliche Frau, die in ihrem Sohne nichts vermißte und ihn ihr ganzes Glück nannte. Sehen Sie, dasselbe kann Gustaven begegnen. Die Natur hat es so glücklich eingerichtet, daß gerade die von ihr am wenigsten Bevorzugten dem Mutterherzen am nächsten stehen. Je hülfloser das Kind, je mehr bedarf es der Sorge, und mit der Sorge wächst die Liebe." —

„Wir wollen es hoffen!" erwiederte Frau von Lechzen seufzend. „Wo man nichts ändern kann, da ist es ja Pflicht, sich zu ergeben. Des Herrn Wille geschehe. Er muß ja wissen, was uns dient."

„Oder auch, was uns nicht dient," sagte der Justizrath, der, eben hinzutretend, von dieser Unterhaltung nur die letzte Aeußerung hörte. „Er läßt es manchmal zu, daß wir irgend eine kleine Einrichtung treffen, die aller Weisheit zuwider ist, und darum nicht in seinem Plane liegen kann. Sie sollten darüber mitunter predigen,

lieber Pastor. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich! wäre ein schönes Thema."

„Ich werde mich hüten!" erwiederte dieser. „Ich würde meines Amtes entsetzt, wenn man mich bei solcher sündhaften Rede ertappte."

„Dem lieben Gott Gerechtigkeit widerfahren lassen, das nennt Ihr Diener des Herrn sündhaft," sagte der Justizrath scherzend. „Ach! es giebt doch noch viel mehr Unrecht in der Welt, als man glaubt, trotz der vielen Advokaten, die die Gesetze verdrehen."

„Sie sind auch Advokat," rief Ludolf kichernd.

„Ach! Sieh da, mein junger Herr Baron will unsern Wortkrieg noch anfachen. Ja, mit zwei Widersachern nehme ich es nicht auf, dann entschlüpfe ich lieber und eile zu meinen Geldsäcken. Damit regiert man die Welt am leichtesten."

Ein Leiterwagen mit vier Pferden war vorgefahren, um den Schatz aufzunehmen. Der Justizrath ordnete an, daß er aufgeladen wurde, von den Gensd'armen mußten zu jeder Seite zwei nebenher reiten, während er selbst folgte. Dieser Abzug hatte die ganze Gesellschaft beschäftigt, und erst als der Wagen dem Auge entschwunden, kehrte Jeder auf seinen Platz zurück. Der Abend hatte sich indessen schon tiefer gesenkt, in Folge des vielen Regens war es heute kühler als gewöhnlich in diesem Monat, und der Arzt trieb Ludolf

an, in das Haus zu gehen. Er zeigte dazu wenig Neigung, denn er war ungern einen Augenblick allein, als man ihm jedoch versprach, gleich nachzukommen, entschloß er sich endlich zu gehorchen.

„Wenn er sich nur zu beschäftigen wüßte!“ sagte Frau von Lechzen zum Arzte, so wie sie sich mit ihm allein sah. „Soll meine arme Tochter ihn den ganzen Tag unterhalten, so hält sie es nimmermehr aus. Hat man ihm denn nichts gelehrt? Findet er an gar nichts Vergnügen? Kann er gar nichts vornehmen?“

„Wenn es für ihn gethan wird, wenn andere Hände es schaffen, als die seinigen; denn ihm fehlt alle Willenskraft zur Selbstthätigkeit, es strengt ihn alles an. Zum Glück ist er reich genug, um Leute zu besolden, die ihn unterhalten. Jemand muß freilich immer da sein, sich mit ihm zu beschäftigen. Ein solcher Jemand ist aber auch leicht gefunden, und ihn zu unterhalten ist dann nicht schwer.“

„Den Schullehrer Wenzel hat er gerne.“

„Der ist auch ungefährlich.“

„Wie so?“

„Nun, weil ein schlauer Mensch leicht mehr Gewalt über ihn erlangen möchte, als die eigene Frau, die sich nicht sehr viele Mühe geben wird, ihm zu gefallen. Man muß sich daher hüten, ihn Leuten in die Hände zu liefern, die der Eigennutz treibt, selbst eine Rolle

zu spielen. Diese Vorsicht empfehle ich Ihnen ganz besonders. Sie dürfen sie nie aus den Augen lassen."

„Ich danke Ihnen, mein lieber Herr Doctor! Sie sind mein einziger Freund auf der ganzen Welt, der es wirklich gut mit mir meint und dem ich vertrauen darf." Sie reichte ihm die Hand.

Indem kam Anna Wohlgemuth, um den Tisch abzuräumen. Die Unterhaltung wurde durch ihre Gegenwart unterbrochen; als sie sich wieder entfernt hatte, sagte Frau von Lechzen: „Ich kann Ihnen nicht sagen, wie unangenehm mir das Mädchen ist! Was konnte die Peters vermögen, sie in die Lehre zu nehmen, da sie ja nur Verdruß von ihr hat."

„Sie zahlt eine kleine Summe dafür," erwiederte der Arzt. „Und außerdem, daß dieser geringe Vortheil der guten Frau nicht gleichgültig ist, bat der Justizrath noch darum, denn er ist des Mädchens Vormund, das keine Eltern hat und wie es scheint, auch nie welche hatte. Es ist immer schlimm für ein Mädchen, so allein in der Welt zu stehen! Es verbittert das Gemüth, macht reizbar und mißtrauisch, und führt gar oft auf Abwege. Man kann daher nie zu freundlich und entgegenkommend gegen diese armen Wesen sein, die ein Vaterhaus entbehrt haben. Wie keine Pflanze ohne Licht, so will kein junges Leben ohne Liebe gedeihen."

Frau von Lechzen sah den Arzt fragend an. „War

das für mich gemeint, lieber Doctor?" fragte sie dann. „Wollen Sie von mir verlangen, daß ich dieser Anna Wohlgemuth entgegen komme und ihr ein Wohlwollen beweise, das meinem Herzen so fremd ist, wie die Sonne dem Monde?"

„Und warum ist es Ihnen fremd?" antwortete der Arzt, ihr ruhig fragend in das Auge blickend.

„Weil sie mich nichts angeht. — Weil sie schon ihrer Stellung nach mir zu ferne steht, um mich mit ihren Angelegenheiten zu beschäftigen, und zu fragen, ob sie glücklich sei oder nicht."

„Steht irgend ein Mensch dem Andern je so ferne, um unempfindlich gegen sein Wohl und Wehe zu sein, liebe Camilla?" sagte er mit sanftem, aber eindringlichem Tone. „Haben wir Alle nicht die Pflicht, uns gegenseitig auf unserm Lebenswege zu fördern und uns zu leisten, was wir können! — Wird eben dadurch unser Leben nicht erst schön? — Wollte ich in meinem Berufe diesen kalten Egoismus, dem Sie das Wort reden, Gehör geben, was würde dann aus manchem meiner armen Patienten, der in seinem hoffnungslosen, traurigen Zustande sich halb genesen fühlt, sobald ich in das Zimmer trete, nur weil ich ihm zulächle, ihm Muth einspreche, ihm theilnehmend in das Auge blicke und ihm den größten Antheil an seinem Zustande beweise. So segenbringend wirkt das Wohlwollen, das

der Arzt aus Einsicht, aus Pflichtgefühl, als bestes Medikament seinem Kranken spendet, das aber ebenso gut ein Jeder dem Andern widmen könnte, wenn er sich einen Běruf daraus machte, ein Mensch zu sein. Diese erste Humanität ist das wahre Christenthum. — Könnte ich diese in Ihr Herz legen, Camilla, wie ganz anders würde Ihr Leben sich gestalten, wie viel glücklicher würden Sie sein! — Ich habe Sie heranwachsen sehen, habe Sie auf allen Schritten durch das Leben begleitet, und immer bedauert, daß Ihrem Herzen diese erste und größte Bedingung zum Glücke abging: den Andern mehr zu lieben, als sich selbst. — Sie waren ein einziges Kind, der Verzug von Vater und Mutter. Das Schicksal dieser einzigen Kinder ist gewöhnlich immer das gleiche, sie lernen nie sich vergessen um ihrer Umgebung willen, sie wollen nie ernstlich das Glück Anderer, und büßen darüber auch das eigene ein. Sie wissen, was ich Ihnen sagte, als Sie Herrn von Lechzen Ihre Hand reichten. — Ich sah es damals schon, an welcher Klippe das Glück Ihrer Ehe scheitern würde; an Ihrem Egoismus. — Sie wollten glücklich sein, aber nicht glücklich machen. Sie wollten angebetet sein, aber nicht anbeten, und wir Männer liegen vor keiner Frau lange auf den Knieen. Was konnte natürlicher sein, als daß Ihr Vater sich eine Gefährtin suchte, die ihn im Alter verpflegte? Sie aber dachten nur an sich, Sie wollten,

sei er auch noch so einsam und verlassen, sein Herz allein besitzen, und schmähten die Frau, die durch treue Sorge und Liebe Sie ihm entbehrlicher machte. Diese Ungerechtigkeit trägt ihre Strafe. Der alte Herr hätte nie daran gedacht, Ludolf zum Universalerben einzusetzen, wären Sie ihm eine gute Tochter geblieben. Aber Sie schmähten ihn, schmähten sein Kind, seine Frau, sein ganzes Leben. Da zog er seine Hand von Ihnen ab. Sie müssen Ihr einziges Kind jetzt hingeben, um Das wieder einzubringen, was Sie muthwillig auf das Spiel gesetzt. — Ich weiß, wie Sie das schmerzt. Sie thun mir von Herzen leid. Aber — lassen Sie diese Erfahrung auch eine Lehre für Sie werden, klagen Sie Andere nicht mehr an, wo Sie selbst die Schuld tragen; machen Sie gut, was sich gut machen läßt. Werden Sie milder und nachsichtiger gegen Ihre Umgebung, denken Sie: daß ein gutes Wort eine gute Stelle finde! — Werfen Sie Bitterkeit und Groll weit von sich. Der Frauen Aufgabe ist: ausgleichend und vermittelnd unter uns Männer zu treten, und im Familienkreise zu ebnen und zu glätten, wo wir polternd Alles über den Haufen werfen. Auf diese Art herrschen sie und beherrschen sie uns. Aber — schmollende und böse Worte, das reizt uns nur zum Widerstand, das belachen wir und belohnen es mit Spott. — Ich sage Ihnen das nicht zum ersten Male, ich weiß es; aber dennoch sage

ich es Ihnen immer wieder, hoffend, daß endlich die Stunde schlage, wo es fruchte. Ich weiß, daß Sie mir es nicht übel nehmen, wenn ich in diesem Tone zu Ihnen spreche, weil Sie überzeugt sind, daß nur meine Zuneigung und meine wahre Freundschaft für Sie mich dazu bewegt.“

„Ich weiß es,“ sagte Frau von Lechzen weich, und drückte des Arztes Hand. „Ich weiß es und kenne Ihre wahrhaft väterliche Theilnahme, die nicht müde wird, mich auf eine andere Bahn zu bringen. Die Wahrheit dessen, was Sie mir sagen, erkenne ich nur zu wohl. Am Sarge meines Vaters habe ich mir fast alles Das gesagt, was Sie mir jetzt sagen, und die besten Vorsätze gefaßt. Aber so wie ich einen Versuch mache, einen freundlicheren Ton anzustimmen, und mein Entgegenkommen nicht gleich aufgenommen wird, wie ich erwartete, bin ich dreifach zurückgestoßen, und mein Stolz empört sich, daß ich mich so weit herab ließ. Es will mir nicht gelingen.“

„Wie oft schmeichelten Sie als Mutter Ihrem Kinde, bis Sie ihm ein Lächeln abgewannen, oder es vermochten, mit seiner kleinen Hand Ihre Wange zu streicheln! Wie oft wandte es sich eigensinnig ab, wenn es böser Laune war, und Sie doch nicht aufhörten, es zu besänftigen! Zeigen Sie dieselbe Ausdauer als Gattin und als Schwester, liebe Camilla; und ich verspreche

Ihnen, Ihre Liebe wird siegen. Zeigen Sie dieselbe Ausdauer auch als Frau in Ihrem Hause, gegen Ihre Umgebung, gegen Jedermann, der Ihnen nahe kommt, und Sie werden bald entdecken, wie schön es ist, Andern viel zu sein, Andern viel zu gelten. Sich des Wohlwollens seiner Mitmenschen zu erfreuen, das nenne ich das rechte Glück."

Frau von Lechzen seufzte. — "Lieber Doctor! Es ist zu spät! Zu spät! — Die Blätter, die am grünen Holze nicht sproßten, wird das dürre nicht mehr tragen. Ich fühle in mir nicht den Muth, liebenswürdig zu scheinen, weil ich es nicht bin. Ich kann das Wohlwollen nicht heucheln, das ich nicht empfinde. — Es ist wahr, daß ich Manches gut machen möchte, daß ich Manches bereue; und soweit es mir irgend möglich ist, will ich auch streben, anders zu sein. Aber mehr zu leisten vermag ich nicht, daß fühle ich. Ich kann es nie vergessen, nie überwinden, daß Lechzen mich nicht liebte, daß ich mich über ihn getäuscht. Ich glaube nicht, daß eine Frau je über eine solche Entdeckung hinauskommt, lieber Doktor, und mein Trost ist, daß meiner Tochter wenigstens diese herbe Erfahrung erspart bleibt. — Die Thränen, die ich in stillen Stunden darüber geweint, müssen mich von mancher Schuld rein waschen; denn ich wäre eine Andere geworden, wenn der Mann meiner Wahl mich geherzt, gepflegt, geliebt, wie sein theuerstes

Besitzthum. — Aber — Mittel zu seinem Zwecke sein, — ha! das ist bitter!“

„Ich glaube das, liebe Camilla;“ sagte der Arzt ernst. — „Die Zeit bringt aber Manches wieder ein, und — er ist der Vater Ihres Kindes.“ Er drückte ihr die Hand, und sie folgte ihm in das Haus, wo Ludolf ungeduldig ihrer harrte.

Sechstes Kapitel.

Es dämmerte schon, als Herr von Lechzen die Vorstadt Hamburgs erreichte. Er stieg in dem Hôtel de Bavière ab und ging dann in einen Alster-Pavillon, um dort zu Abend zu speisen. Die Luft war lau, die Straßen belebt, ein Jeder bemühte sich, der schönen Sommernacht etwas abzugewinnen. Das weite Alster-Bassin spiegelte sich hell im Kerzenschimmer, vom Uhlenhorste herüber tönte Musik, das Ufer schmückten Lampen und Laternen. Herr von Lechzen übersah das Alles, während er speiste; dann knöpfte er seinen Rock fester, stand auf und wanderte fort in eine enge, wenig besuchte Straße, wo er in ein sonderbar aussehendes Haus trat, aus dem er erst spät in sein Hotel zurückkehrte.

Nachdem er am andern Morgen spät aufgestanden, nahm er langsam sein Frühstück ein und suchte dann seine Schwester auf, die hier als Wittwe lebte und die Erziehung seiner Tochter leitete. Die Baronin Landgreen war sichtlich überrascht, ihren Bruder so unerwartet und zu einer so frühen Stunde eintreten zu sehen. Der

Diener hatte sogar gezögert, ihn anzumelden; denn seine Herrin nahm gewöhnlich keinen Besuch am Morgen an, dessen Stunden sie gerne ununterbrochen ihren literarischen Arbeiten widmete. — Dem eigenen Bruder durfte er jedoch nicht unbedingt den Zutritt versagen.

In ihrem kleinen Boudoir, das von dem Wohlgeruche blühender Hyacinthen duftete, saß die Baronin vor ihrem Mahagoni-Schreibtische, den eine Menge kleiner Nippsachen schmückte. Darüber hing das lebensgroße Brustbild eines schönen Mannes. Zu ihren Füßen, auf einem weichen Teppich, lag ein allerliebster Schooßhund. Sinnend hatte sie das Haupt gestützt, als die unerwartete Botschaft sie aus ihren Träumen riß und die Feder bei Seite legen ließ. Sie sprang auf und bot dem Eintretenden die Hand.

„Du wunderst Dich, Ottilie, mich hier zu sehen?" redete sie Herr von Lechzen mit einem leichten Lächeln der Ironie an, das seinen schlaffen Zügen auf eine Minute Geist verlieh. „In der That gehörte auch ein achtes Wunder der Welt dazu, mich zu dieser Reise zu bewegen."

„Und dies achte Wunder ist?"

„Der Tod meiner Schwiegereltern, begleitet von traurigen Umständen. Es ist Alles so schnell gekommen, daß ich nicht einmal die Zeit gefunden, an Gustave zu schreiben, sich schwarze Kleider zu bestellen."

„Ich will sie doch rufen lassen," sagte die Baronin aufstehend, um zu schellen. „Der Diener wird vielleicht nicht daran gedacht haben, ihr zu sagen, daß Du da bist."

Herr von Lechzen hielt ihre aufgehobene Hand zurück. „Erst ein Wort unter uns," sagte er. „Ich bin gekommen, Gustave abzuholen, damit sie sich mit Ludolf von Hottenrott verheirathe. Ich muß Dich bitten, diesem Plane in keiner Art entgegenzutreten; denn von seiner Erfüllung hängt mein Schicksal ab. Dem Testamente zufolge ist er alleiniger Erbe, und wir genießen nur eine jährliche Rente unter der Bedingung, daß Gustave ihm ihre Hand reichte. Du siehst also ein, wie wichtig es für mich ist, daß sie mir hierin folge."

„Großer Gott! Heinrich. Solchem Mammon opferst Du Dein einziges Kind? Nimmer lasse ich das zu! Verstoße sie! Bei mir findet sie eine Heimath."

„Das weiß ich lange!" sagte er spöttisch. „Den Gefallen werde ich Dir aber nicht erzeigen. Sie ist mein Kind, und wird meinen Willen thun. Jedes Wort, das Du über die Sache verlierst, ist unnütz. Jetzt laß' sie rufen. Du kennst meine Ansicht über die Sache."

Die Baronin war in die Ecke des Sophas zurückgesunken und bewegte sich nicht. Sie hielt die Hand an die Stirn, als suche sie dort nach einem Ausweg.

Herr von Lechzen schellte jetzt mit eigner Hand. „Rufen Sie meine Tochter!" heischte er dem eintretenden Diener zu. —

„Heinrich! Ich bitte Dich um Gottes Willen, habe Erbarmen mit dem armen Kinde! Bedenke, welche Sünde Du auf Dein Haupt herabrufst, wenn Du ihr junges Leben an einen Blödsinnigen verkaufst!" sagte sie mit flehend erhobenen Händen. —

„Gustave bekommt es in ihre Hand, ihr Leben zu genießen, wie sie mag," versetzte er mehr beleidigt als gerührt. „Die Hülflosigkeit Ludolfs sichert ihr eine Unabhängigkeit, wie sie wenige Frauen genießen, Alles, was der Reichthum erkaufen kann, steht ihr zu Gebote."

„Und Alles, was das Herz beglückt, ist ihr dafür genommen," sagte die Baronin bitter; „die natürlichsten und unschuldigsten Empfindungen muß sie jetzt, als ein Unrecht, verdammen."

„Wer verlangt das von ihr?" spottete Herr von Lechzen. „So lange sie den Schein rettet, mag sie leben wie sie will, ich habe nichts dagegen."

„Nicht Du, aber ihr eigener, reiner Sinn, ihre sittliche Natur."

„Unsinn!" versetzte ihr Bruder wegwerfend. „So redet die Eitelkeit, die sich selbst bewundern will."

In diesem Augenblicke ging die Thür auf und eine zarte, schlanke Mädchengestalt eilte mit dem Rufe: „Mein

Vater, mein lieber Vater!" auf Herrn von Lechzen zu und warf sich an seine Brust. Er küßte sie und betrachtete dann das reizende Wesen, das sich, seit er sie nicht gesehen, noch schöner entwickelt hatte. Die zierlichen Formen waren zart gerundet, ein faltiges weißes Kleid reichte bis an den Hals hinauf, um den Kopf schlangen sich einfach die dicken Flechten ihres schwarzen Haares und krönten sie wie mit einem Diadem. — Ihre schmale Hand hielt der Vater noch, während sie ihr schönes, klares, braunes Auge freundlich auf ihn richtete und dabei die Frage stammelte, was ihn so unverhofft, ohne die Mutter, hergeführt. —

„Ein dringendes Geschäft," sagte Herr von Lechzen mit einem Seitenblick auf seine Schwester, der dieser Schweigen auferlegen sollte. „Der Wunsch Deiner Mutter, die nicht selbst reisen konnte und sich unbeschreiblich nach Dir sehnt. Du wirst mich begleiten, mein Kind. Sage dem Mädchen, daß es Dir Deine nothwendigsten Kleider einpacke, das Uebrige mag nachkommen. Ich nehme Dich sogleich mit mir."

Gustave erbleichte, ihre Arme sanken an ihr herunter, sie trat einen Schritt zurück und lehnte sich, wie eine Stütze suchend, an die Thür an. Ein schwerer Seufzer hob ihre Brust. Man sah ihr den Kampf an, die aufsteigenden Thränen zu unterdrücken.

„So ungern gehst Du zu Deiner Mutter? Das

kann mich nicht freuen," sagte ihr Vater, der sie von der Seite betrachtete.

Gustave war noch immer keines Wortes mächtig. Das Unerwartete seiner Ankunft, die Ankündigung, daß sie ihn begleiten werde, hatte sie zu sehr überrascht. Sie sollte ihre Sachen nachsenden lassen, daraus durfte sie auf keine schnelle Rückkehr schließen. Die Baronin streckte die Hand nach ihr aus, zog sie an ihr Herz und streichelte sie sanft. Unter diesen Liebkosungen erwachte sie aus ihrer Erstarrung und sanfte Thränen lös'ten den Krampf in ihrer Brust. „Verzeihung, lieber Vater!" flüsterte sie endlich, seine Hand ergreifend und sie an ihre Lippen ziehend. „Es wird mir so schwer, meine zweite Mutter zu verlassen. Du kannst nicht mit uns gehen, meine Tante?" sagte sie mit einem Blicke auf diese, so bittend, so zärtlich, zugleich so schmerzvoll, daß die Baronin ihr Auge davor senkte.

„Dein Vater wünscht nicht, daß ich ihn begleite," erwiederte Jene resignirt, „und ich habe kein Recht, mich ihm aufzudringen."

„Du weißt, daß Du uns stets willkommen bist, Ottilie; augenblicklich sind wir aber selbst Gäste. Sobald wir nach Robertshagen zurückkehren, wird uns Dein Besuch sehr angenehm sein."

„Und werde ich Gustave dann bei Euch finden?" fragte sie herrschend.

„Das hängt von ihrer Wahl und Neigung ab," erwiederte Herr von Lechzen ausweichend und erhob sich. „Jetzt aber müssen wir aufbrechen. Ich will im Vorbeigehen noch Einiges für Gustave einkaufen, unterdessen kann die Jungfer für sie einpacken, der Hausknecht aus dem Hotel soll Alles abholen. Laß Dir Hut und Shawl bringen und komme."

Gustave hing am Halse ihrer Tante. Wie betäubt riß sie sich endlich von ihr los und wankte auf die Straße hinaus. Ihr war, als würde sie dies Haus nicht wiedersehen. Eine bange Ahnung lag auf ihr, als solle sie einem schweren Schicksal entgegengehen.

Schneider und Putzmacherin wurden in Anspruch genommen, und Manches bestellt, woran der jugendliche Sinn sonst Gefallen findet; aber sie nahm heute an Nichts Theil, es war ihr gleichgültig, ob eine Farbe sie kleide oder nicht. Sie wunderte sich nur, was ihren Vater vermöge, plötzlich so freigebig zu sein und sie mit so vielen Gegenständen des Luxus zu versehen, wo er sich sonst gegen das Nothwendige gesträubt. — In einem Laden kaufte er noch einen großen rothen Shawl zu einem Geschenke, wie er sagte; wollte aber die Person nicht nennen, der er ihn bestimmt. Sie konnte nicht begreifen, wer das sei, da sie sich nicht entsann, daß er je einer Dame ihrer Bekanntschaft eine solche Ueberraschung bereitet. —

Ein paar Stunden schwanden auf diese Weise schnell. Die Baronin Landgreen hatte sie damit zugebracht, den Koffer für ihr liebes Pflegekind packen zu lassen, und die Zeit benutzt, während die Jungfer ihre Befehle ausführte, einen langen Brief an Gustave zu schreiben, den sie sorgfältig in ein Buch steckte, in dem sie jeden Morgen lesen würde, wie sie wußte. Als dies beendet war bevor der Bote kam, athmete sie hoch auf, als sei ihr damit eine große Last von der Seele genommen. Erschöpft von der Gemüthsbewegung dieses Morgens, setzte sie sich nun in eine Sophaecke und überließ sich ihren Gedanken. Jeder Besuch sollte abgewiesen werden. Zu gleichgültigen Plaudereien war sie nicht aufgelegt.

Herr von Lechzen bestellte indessen das Anspannen und nahm ein Frühstück mit seiner Tochter ein, bei dem sie ihm schlechte Gesellschaft leistete. Erst als sie die Thore Hamburgs hinter sich hatten, und die freie Luft die heißen Wangen des Mädchens fächelte, wurde ihr wieder muthiger zu Sinn. Sie zwang sich nun, mit ihrem Vater zu plaudern, fragte ihn nach der Heimath, er erzählte ihr die kummervolle Geschichte der Großeltern, und die Stunden schwanden unter diesem Austausche ihnen so nahe liegender Interessen; aber immer noch lag ihr etwas schwer auf dem Herzen, immer drängte es sie zu fragen: Wann werde ich zu meiner Tante zurückkehren? und immer zögerte die Lippe,

Worte auszusprechen, deren Gewicht nur ihr fühlbar war. Die Sonne sank, der Mond zog herauf, es war so feierlich still in der Natur; aber die Angst in ihrem Herzen ließ es zu keiner Ruhe bei ihr kommen. Wie wenig hatte sie bei ihrem Erwachen am heutigen Morgen an die Möglichkeit gedacht, daß der Abend sie so weit von dem Orte entfernt finden würde, wo sie so glücklich war! — Die Tante, die alle bessern Fähigkeiten ihrer Seele wach gerufen, die sie wie eine sichtbare Gottheit verehrte und liebte, der sie mit dem enthusiastischen Dankgefühl der Jugend anhing, war jetzt weit von ihr entfernt und wann würde sie sie wiedersehen? — Dieser Gedanke nagte wie ein Wurm an ihrem Herzen.

Sie verfiel endlich in waches Träumen, die Bilder ihrer letzten sechs Lebensjahre zogen vor ihrer Seele vorüber, sie sah die Tante wieder vor sich, wie sie in ihrer Wittwentrauer ihre Eltern besuchte, die kleine ganz verwilderte Nichte kennen lernte und sich erbot, das Kind zu sich zu nehmen und zu erziehen. Sie wußte, daß ihre Eltern nie den Aufwand gemacht hätten, ihr Lehrer zu verschaffen, und daß sie froh waren, ihrer Tochter auf diese Art eine Ausbildung zu geben, die die Eitelkeit des Vaters ihr wünschte, denn ihre Mutter hätte sich schon begnügt, sie häuslich und wirthlich zu sehen. Und jetzt, wo sie ihrer Tante durch ihre Liebe

für Alles das danken konnte, was sie ihr Gutes erwiesen, jetzt wurde sie ihr auf diese Art entrissen! — Sie hätte sich aus dem Wagen stürzen und den Weg zu ihr zu Fuß zurücklaufen mögen, wenn sie das überdachte.

Ihr Vater war neben ihr eingeschlafen. Die Mütze über die Augen gezogen, saß er nickend da und sorgte nicht um Das, was sein Kind bewegte. — Sie sollte durch Reichthum glücklich werden, was bedurfte sie mehr? —

Tief in die Nacht fuhren sie hinein, der Mond ging unter, schwarze Schatten ruhten auf der Erde; in den Dörfern, durch die ihr Weg führte, bellte kein Hund sie mehr an. Es wurde dem Mädchen bange zu Sinn. Die einsame Straße schien ihr keinen Schutz zu bieten gegen Wegelagerer. Sie hätte ihren Vater gerne aufgeweckt, aber sie wagte es nicht. Die Pferde gingen langsamer, auch der Kutscher schien der Nacht ihr Recht widerfahren zu lassen. Sie mochte die einzig Wachende sein, hüllte sich fester in ihren Mantel und schloß die Augen.

Das Morgenroth malte schon einzelne Streifen am Himmel, als sie in Löwenstein antrafen. Niemand erwartete sie hier; es währte darum eine Weile, bis sie sich Eingang verschafften und Gustave, vor das Bett ihrer Mutter geführt, deren warme Begrüßung ent-

gegennahm. — Schnell wurde ihr im Nebenzimmer ein Lager bereitet, und ihr die Ruhe gegönnt, der sie so sehr bedurfte.

Als sie erwachte, war ihr, als habe sie geträumt. Unmöglich konnte sie von Hamburg entfernt sein! Sie rieb sich die Augen und besann sich auf die Vorgänge des gestrigen Tages. Ach! es war am Ende doch nur zu wahr, was ihr ein Traum scheinen wollte!

Eben schlich ihre Mutter auf den Zehen in das Zimmer, um auf das Erwachen der Tochter zu lauschen. Als sie sie mit weit geöffneten Augen daliegen sah, eilte sie zu ihr hin und drückte sie noch einmal bewillkommnend an ihr Herz. — Dann half sie ihr sich ankleiden, und freute sich, daß ihr der Haarputz und die Kleidung so gut stand. Als Alles beendet war, trat sie mit ihr in ihr eigenes Zimmer, wo Herr von Lechzen ihrer harrte, und das Frühstück bereit stand.

„Ich konnte Dir gestern in Gegenwart des Kutschers nicht mittheilen, mein Kind, welchen Herzenswunsch Deine Eltern in Bezug auf Dich hegen,“ sagte er hier bedächtig. „Deines seligen Großvaters letzter Gedanke war: daß Du Ludolfs Gattin werden möchtest, und da uns Allen die Bitte des Dahingeschiedenen heilig ist und sein muß, so sind wir einverstanden, sie zu gewähren. Du wirst uns nicht entgegen sein, nicht wahr, mein gutes Kind?“

„Ich, heirathen? Und Ludolf heirathen?“ sagte Gustave, bis an die Stirne erröthend und ihren Vater mit weit geöffneten Augen ansehend.

„Nun ja, mein Kind, warum denn nicht? Wa[s] setzt Dich dabei so sehr in Verwunderung? Du bist achtzehn Jahre alt, das ist ein Alter, wo ein Mädchen daran denken darf, sich einen Lebensgefährten zu wählen.“

„Zu wählen, sagst Du?“ Und Ludolf soll ich wählen? — An der Seite dieses unglücklichen Menschen, der noch dazu mein Onkel ist, sollte ich mein Leben anfangen und beschließen? Nun und nimmermehr!“

Herr von Lechzen biß sich in die Lippen.

„Das haben wir der Erziehung meiner Schwester zu danken,“ sagte er spöttisch. „Das Hühnchen will die Henne meistern. Dein Onkel ist er übrigens nicht, wenigstens nur Dein Stiefonkel. — Und was ihm an Schönheit und an Geistesgaben abgeht, das ersetzt sein Vermögen; Du wirst reich, daran laß Dir genügen.“

„Ich brauche zu meinem Glücke kein Geld.“

„Das verstehst Du nicht. Wenn Du den Werth des Geldes kennen lernst, dann wirst Du es mir danken, daß ich Dich eine so vernünftige Wahl treffen ließ.“

„Du irrst, lieber Vater. Ich werde diese Wahl nie treffen,“ sagte Gustave kalt.

„Du wirst sie treffen, sage ich,“ versetzte Herr von Lechzen und schlug zornig mit der geballten Faust auf

den Tisch, daß die Tassen klirrten; „Du wirst morgen Ludolfs Gattin, oder mein Fluch trifft das Haupt des ungehorsamen Kindes, das den Wunsch eines Sterbenden nicht erfüllen wollte. Du wirst Dich meinem Willen fügen."

„Man soll Gott mehr gehorchen dann den Menschen, Vater! Und wie kann ich einem Manne Liebe und Treue versprechen, an dessen Seite zu leben mir unmöglich ist. Wie kann ich einen falschen Eid schwören?"

„Das ist ja eine blose Form. Genug, wenn Du den Namen Ludolfs trägst, weiter bedarf es nichts. Du wirst als seine Gattin mehr Freiheit genießen, als Du jetzt begehren darfst."

„Und was hilft dieser Name ihm oder mir?"

„Er erfüllt den Buchstaben des Gesetzes, sichert mir eine Rente von fünftausend Thalern, durch Erlassung des Pachtzinses, und Dir das ganze Vermögen," sagte er mit stolzer Befriedigung.

„Jetzt begreife ich," rief Gustave mit einem Ausdrucke unbeschreiblichen Schmerzes, während die Purpurgluth ihrer Wangen sich in tödtliche Bläße verwandelte. „Jetzt begreife ich Alles! Mein Vater ist kein Virginius."

„Ich weiß nicht, was Du begreifst oder nicht begreifst," erwiederte Herr von Lechzen spöttisch, „ich weiß nur, daß Du mein Kind bist und mir in allen billigen Dingen folgen mußt. Ich fordere diesen Ge-

horsam von Dir, Gustave. Sei gut und verständig, und thue gutwillig, was ich von Dir begehre. Geschehen muß es doch, das schwöre ich Dir hoch und heilig, so wahr ich hier stehe. Es giebt keinen Ausweg, weder für Dich noch für uns.“

Gustave schauderte. — Ein unsäglicher Schmerz erfaßte sie, daß dieser Mann ihr Vater sein mußte. Sie hielt sich an dem Tische fest, um nicht zu sinken. Wie viel hätte sie jetzt nicht um eine Thräne gegeben! Aber ihr Auge blieb trocken. Bleich und zitternd starrte sie vor sich hin.

„Ich überlasse sie Dir jetzt,“ sagte Herr von Lechzen zu seiner Frau und stand auf. „Ich fahre in die Stadt, um mit dem Justizrath zu verabreden, wann die Trauung stattfinden soll. Lies ihr aus der Bibel ein Kapitel vor, das sie lehre: der Segen der Eltern baue den Kindern Häuser.“ Er entfernte sich. Gustave stand noch immer unbeweglich da. Ihre Glieder waren wie gelähmt. — Ihr Schicksal hatte eine so unerwartete Wendung genommen, daß sie sich über die Stirne fuhr, als gälte es nur, eine Wolke von dort zu verscheuchen, damit es wieder Licht werde. Ein leises Schluchzen neben sich führte ihre Gedanken zur Gegenwart zurück. Ihre Mutter hatte sich neben sie gesetzt und weinte bitterlich. Sie liebte ihr Kind und bedauerte es. Gustave warf sich vor ihr nieder und verbarg ihren Kopf in

ihren Schooß. „Willst Du mich retten, Mutter?" fragte sie kaum vernehmbar. Keine Antwort erfolgte. — „Willst Du mich nicht retten, Mutter?" fragte sie noch einmal bewegter. Ein leises: „Ich kann nicht," wurde hierauf hörbar. „Du willst nicht!" stöhnte das Mädchen. „Du willst nicht, Mutter. Auch Du, auch Du — verkaufst Dein einziges Kind." Sie sank lautlos zu Boden.

Frau von Lechzen erhob sich in tödtlicher Angst, rief die Wirthschafterin herbei und trug das zu Marmor erbleichte Mädchen auf ihr Bett. Sie rieb ihr Hände und Füße, netzte ihre Stirne mit kölnischem Wasser, küßte ihre bleichen Lippen und rief sie mit tausend zärtlichen Namen. Endlich hob sich das Pochen des Herzens wieder, der Athem wurde stärker; sie schlug das Auge auf und blickte in das Angesicht ihrer Mutter. Sie lächelte sie einen Augenblick freundlich an; dann schienen Erinnerungen in ihr aufzutauchen und wie düstre Phantome vor ihre Seele zu treten. „Mutter, willst Du mich nicht retten?" wimmerte sie in Tönen, die jedes Herz erweichen mußten.

„Ich kann nicht," jammerte diese noch einmal, und hob, wie flehend, die Hände zu ihrem Kinde empor.

„Und warum kannst Du nicht?"

„Wir haben viele Schulden. Dein Vater hatte, als er mich heirathete, auf ein großes Erbtheil gerechnet,

Dein Großvater liebte ihn nicht, weil er kein guter Wirth war, er wollte sein schönes Geld nicht in ein offenes Sieb werfen, sagte er; wenn Du Ludolf nicht heirathest, so sind wir damit so gut wie enterbt, und ich weiß nicht, was aus uns werden soll. Du bist unser Kind, Gustave, mit Schmerzen habe ich Dich geboren, laß Deine Eltern jetzt den Segen empfinden, Dich zu besitzen, rette uns von sicherem Verderben."

Gustave starrte sie an, als verstände sie ihre Worte nur halb. „Es giebt also kein anderes Mittel?" fragte sie tonlos.

„Keins, mein Kind. Wir stehen arm und ehrlos in der Welt da, wenn Du uns nicht rettest."

„Und es bedarf dazu nichts, als daß ich den Namen Ludolfs gesetzlich führe? Wirklich weiter nichts?"

„In dem Testamente stand keine andere Bedingung."

„Wenn ich mich darauf verlassen kann, Mutter, daß es nur darauf ankommt, so will ich Dir zu Liebe das Recht verkaufen, über meine Hand verfügen zu können. Ist dem aber auch gewiß so, daß ich nachher wieder frei bin?"

„Der Vater sagte es ja selbst vorhin."

„Nun denn, Mutter, so laß mich allein, laß Niemand zu mir, wer es auch sei, ich will mich mit mir selbst berathen, mich fassen, und so Gott will, Deinen Wunsch erfüllen."

„Und den Deines Vaters; der Himmel segne Dich dafür, mein Kind."

Das Mädchen bewegte verneinend ihr Haupt. „Nicht den meines Vaters. Du hättest lieber mit mir gedarbt, Mutter, als daß Du mich unglücklich gesehen, das weiß ich; darum auch thue ich es für Dich. Du sollst nicht Mangel leiden, wenn ich es verhindern kann; Du sollst nicht mit Vorwürfen von ihm gequält werden, darum, daß ihm das gehoffte Erbtheil entzogen. Dir bringe ich das Opfer; nicht ihm. Ich liebe ihn nicht mehr. Von dem Momente an, wo er mir zugemuthet, mich um schnödes Gold zu verkaufen, hat er eine Scheidewand unter uns aufgerichtet. Er ist mein Vater nicht mehr. So handelt kein Vater an seinem Kinde."

„Gustave, verdamme ihn nicht," flehte die Mutter. Sieh, er kann am Ende nicht anders. Womit soll er die Schulden bezahlen? Er braucht viel, er kann mit Wenigem nicht auskommen, woher soll er das Geld nehmen? Noth kennt kein Gebot, weißt Du?"

„Das ist ein trauriges Sprichwort, Mutter. Noth kennt wohl ein Gebot. Aber es ist gut von Dir, daß Du ihn vertheidigst. Er war der Mann Deiner Wahl, Du harrst aus bei ihm in Noth und Tod, das ist recht und brav von Dir. — So muß es sein. — Ich werde ein anderes Lied zu singen haben. — Aber nun laß mich allein, Mutter. Schließe die Thür ab, und halte

mich wie eine Gefangene. Ich muß heute mit dem Leben abschließen, dazu brauche ich Zeit."

„Wie das klingt, Gustave. Du willst Dir doch kein Leid anthun?"

„Doch! doch! Mutter. Das größte. Ich will das Heilige entheiligen, ich will falsche Eide schwören."

„Kind, Kind! Mir wird ordentlich bange. Verliere mir den Verstand nur nicht."

„Das wäre ja ein Glück, Mutter. Bete darum. Im Wahnsinn das Wahnsinnige vollbringen, wäre ja ein Kinderspiel; aber mit gesundem Sinne das Unwürdige thun, das kostet Ueberwindung."

„Der Himmel wird Dir beistehen, mein Kind."

„Sage die Hölle, Mutter. Was ich thun soll, hat mit dem Himmel nichts gemein. Ich werde ihm kein Gebet darum zusenden; gewiß nicht. In meiner eigenen Brust will ich suchen, dort muß ich etwas finden, das mir Muth gebe. Meine Kindheit will ich heraufbeschwören, aller Liebe, die Du mir gewidmet, will ich gedenken, und dann das Opfer bringen. Nun aber Lebewohl für heute."

Sie sprang von ihrem Lager auf und schob ihre Mutter sanft zur Thüre hinaus. — „Geh, geh!" sagte sie. „Die Zeit ist kostbar; — ich muß mit ihr geizen. Die schönen Träume meiner Jugend muß ich noch einmal eilig durchgehen, bevor ich sie von mir werfe und

nackt und bloß vor dem Leben dastehe, wie ein entlaubter Baum, den ein scharfer Wind verletzt und aller Fähigkeit beraubt hat, neue Blüthen zu treiben. — Heute bin ich noch werth, der Sonne in das Angesicht zu schauen, heute kann ich das Haupt noch hoch tragen, denn bis heute war mein Sinnen und mein Denken rein, war die Wahrheit meines Cultus, das Schöne und Gute allein meines Strebens werth; morgen wird es anders sein. Heute bin ich noch der Stolz der Frau, die mich gelehrt hat, des Lebens werth zu sein; heute kann sie sich noch sagen, daß ihre Arbeit sie nicht gereut, daß ihr Sinnen und Denken ein Echo in meiner Brust gefunden, daß ich durch sie das Bessere begreifen und dem Höchsten nachstreben gelernt; — morgen mag sie mich wie eine Abgestorbene beweinen und mir einen Grabstein setzen, worauf geschrieben: sie hat mir nicht Wort gehalten.“ —

„Aber ich werde Dich segnen, mein Kind,“ sagte Frau von Lechzen, die ihre Tochter in diesen Aeußerungen nicht verstand, und der das ihr zugemuthete Opfer weiter nicht groß erschien, außer daß es sie verhinderte, einem geliebten Manne ihre Hand zu reichen. „Ich werde Dich immer segnen, mein Kind, und Freudenthränen über Dich weinen,“ wiederholte sie und streichelte ihrer Tochter beruhigend die Wange.

„Freudenthränen an meinem Grabe?“ Sie lachte

hell auf. „Nein, meine Mutter, das verlange ich nicht von Dir.“

Frau von Lechzen richtete noch einen angstvollen Blick auf das bleiche Gesicht ihrer Tochter, bevor sie die Thüre schloß. Die Aufregung, in der sie sie sah, machte sie besorgt, ihre leidenschaftlichen Anstrengungen, die glühenden Augen und kalten Hände wollten ihr nicht gefallen. Sie setzte sich bedenklich an das Fenster und strickte.

Gustave holte indessen ihr Schreibzeug hervor, legte das Papier zurecht, und begann zu schreiben; aber nicht schnell wurde sie mit ihrem Briefe fertig, sie schien nicht die rechten Worte finden zu können, und begann immer wieder von Neuem. Das Buch, worin die Tante ihr Schreiben gelegt, lag neben ihr. Sie öffnete es nicht. Launige Schicksalsgöttin, warum gabst Du ihr den Gedanken nicht ein?

Siebentes Kapitel.

Der Sonntagmorgen brach an. Die Kirchenglocken tönten so hell, im Dorfe sah es so festlich aus. Die Leute zogen ihre besten Kleider an, die Zimmer wurden aufgeräumt, die Kinder von den Müttern gesäubert. Das Vieh im Stall ruhte aus, und die Knechte sahen ruhig zu. Der Prediger hatte sein Amtskleid angelegt und begab sich in die Kirche. Der Schulmeister, der den Gesang anstimmen mußte, stand schon in seinem Sonntagsrocke auf seinem Platze und intonirte mit erhobener Stimme „Eine feste Burg ist unser Gott.“

Gustave stand in ihrem Zimmer am Fenster und schauete in die Ferne hinaus. Der Himmel war so blau, die Sonne so hell, die ganze Natur so lachend; Lust, Leben und Freude wohnten in jedem keimenden Grashalm, und die Sehnsucht nach Glück belebte sich mit neuer Kraft in ihrer Brust. Sie drückte die gefalteten Hände darüber, als wollte sie das ungestüme Pochen des Herzens hemmen. Eine Lerche stieg eben hoch hinauf zum Himmel, und wiegte sich schaukelnd in

den Lüften. So leicht, so frei hätte auch sie sich fühlen, so sorgenlos ihre Schwingen heben mögen, um den reinen Aether zu trinken. Ihr war zu Muth, als sei es unmöglich, den Druck der Verhältnisse zu tragen, der sie bedrohte. Ein tiefer Seufzer entstieg ihrer Brust. Noch war Hoffnung da, noch hatte sie das bindende Ja nicht gesprochen! Auf dem Tische lag ein langer Brief an ihre Tante vollendet. Sie hatte mitgetheilt, welches Schicksal ihrer warte, und Rath und Hülfe von ihr erbeten. Sie hoffte, daß man ihr nach dem gebrachten Opfer gestatten werde, sie wiederzusehen und eilte mit ihren Gedanken schon diesem Augenblicke voraus.

Die zwölfte Stunde war für die Trauung genannt. Sie sah nach ihrer Uhr, es blieb ihr noch eine lange Zeit bis dahin. „Und keine Rettung!“ wiederholte sie still vor sich hin, und fühlte Mitleid mit sich selbst, daß sie geschehen lassen mußte, was Diejenigen von ihr verlangten, denen die Natur die heiligsten Rechte auf sie zugestand.

Sie nahm ein Buch zur Hand, das ihr lieb war, und vielleicht einen tröstenden Gedanken brachte. Es war die „Diätetik der Seele“ von Feuchtersleben. Sie setzte sich damit an das Fenster und schlug es auf. Da bellte der Kettenhund, sie blickte hinab in den Hof und gewahrte ein Mädchen auf dem Wege in das Dorf, bekleidet mit dem rothen Shawl, den ihr Vater gestern

gekauft. Sie wunderte sich, wer die Person sein möchte, die ihr ganz unbekannt schien und doch in irgend einer Beziehung zu ihrer Familie stehen mußte.

Als sie das Buch wieder vornahm und die Seite aufschlug, wo sie zuletzt gelesen, fiel ihr Auge auf einen Brief von ihrer Tante. Hastig griff sie darnach und entfaltete ihn. Da klopfte Jemand an die Thür. Schnell steckte sie das Schreiben in die Tasche ihres Kleides und fragte, wer sie störe. Es war ihre Mutter. Sie begehrte dringend Einlaß, brachte stärkenden Wein und Kuchen, und daneben auf dem Theebrette ein Päckchen, das Gustave selbst öffnen sollte. Mit strahlenden Augen stand Frau von Lechzen daneben als ihre Tochter es in die Hand nahm; denn sie hoffte ihr damit einen Trost zu bringen, es sollte der Talisman sein, der über der neuen Ehe wachte. Aus dem Papiere entrollte sich langsam eine goldene Damenuhr mit schwerer Kette, dazu ein kostbares Armband, und mancherlei Schmuck, der der Großmutter gehört. Gustave legte Alles auf den Tisch und richtete dabei einen unbeschreiblich schmerzlichen Blick auf ihre Mutter. „Ich bezahle das theuer,“ sagte sie leise. „So lies doch nur jenes Papier!“ erwiederte diese enttäuscht und deutete auf ein zusammengefaltetes Blatt, das ein geschäftliches Ansehen hatte. Gustave erfüllte ihre Bitte. Ein gerichtliches Dokument war es, das ihr, im Falle des Absterbens ihres Gemahls, dessen

Güter für sich und seine Kinder zuschrieb; auch war ihr einstweilen ein Nadelgeld ausgesetzt zu freier Verfügung.

„Nun?“ fragte die Mutter, als sie gelesen.

Gustave schüttelte traurig den Kopf. „Der Preis ist zu hoch,“ sagte sie langsam.

„Aber freut Dich denn nichts?“ fragte Frau von Lechzen verstimmt und sah mißvergnügt in ihr Gesicht. —

„Deine Liebe, Mutter, sonst nichts mehr.“

„Hänge die Kette doch nur um, und versuche das Armband. In Deinem Alter putzt man sich gern. Dieser Schmuck wird Dir sehr gut stehen.“

„Wenn man gefallen will, Mutter.“

„Und willst Du uns denn nicht gefallen?“

„Dir will ich gefallen; aber so wie ich bin.“

„Soll ich Dich jetzt nicht ankleiden, mein Kind?“

„Braucht es dessen. Ist ein anderes Kleid nöthig?“

„Doch wohl, schon der Leute wegen.“

„So thue wie Du willst, Mutter. Mir ist die Brust so voll Thränen, daß ich daran ersticken könnte. Ich kann nicht weinen.“

Frau von Lechzen brachte ein klares, weißes Kleid, und legte es ihrer Tochter an, die willig mit sich thun ließ, was die Andere wünschte. Sie holte dann aus ihrem Zimmer einen Kranz von blühenden Myrthen und setzte ihn ihr auf; als sie aber den Schmuck ergriff, da wehrte ihr die Tochter.

„Nun ist's genug,“ sagte sie. Marie Antoinette und Charlotte Corday traten ihren letzten Gang ohne solchen Flitter an; so will ich es auch thun.“

„Du bist recht sonderbar, Gustave. Du warst sonst nicht so. Ich verstehe Dich manchmal gar nicht.“

„Ueber seinen Werth geschätzt sein, hat schon manchen Kopf verrückt. Christus wurde um dreißig Silberlinge verhandelt, und wie hoch bringt Ihr mich hinaus? Ach ich kenne mich selbst nicht mehr!“

„Ich bitte Dich, rede nicht so! Du thust mir weh!“ sagte Frau von Lechzen und verließ das Zimmer.

„Sie versteht mich nicht,“ murmelte Gustave. „Und wer wird mich von heute an noch verstehen? — Die bräutliche Myrthe in meinem Haare und doch keine Braut! — Den Namen, der mich in die Welt einführte, nicht mehr führen, und doch auch bei keinem neuen gerufen sein wollen! Das Vaterhaus nicht mehr seine Heimath nennen, und dabei die Hütte nicht gebaut, die mir eine zweite bieten sollte; hier nichts und da nichts, weder Mädchen noch Frau, ohne Zweck im Leben, ohne Beziehung zum Leben; wer mir hier eine Hand böte, um aus diesem Labyrinthe zu kommen! — Der Boden unter meinen Füßen schwankt, die Wände drohen Einsturz. Wohin, wohin mit meinem armen Leben!“ Sie stellte sich vor den Spiegel und betrachtete sich. Ein bitteres Lächeln flog über ihr Angesicht. — „Wenn ich

manchmal kindisch von diesem Tage träumte, welch ein ganz anderes Bild machte ich mir davon. Es war der höchste Punkt meines Glückes, das trunkene Auge schaute von da aus in eine Welt voll Seligkeit, das kommende Leben lag vor mir wie eine sonnige Ebene ohne Höhen! — Und nun? — Und nun! —"

Ein Geräusch vor ihrer Thüre schreckte sie auf. — Männerstimmen wurden laut. Sie fuhr zusammen. Wollte man sie etwa schon holen? — Die zwölfte Stunde hatte doch, so viel sie wußte, nicht geschlagen. —

Ihre Mutter meldete ihr, daß der Justizrath draußen harre, um mit ihr eine kleine geschäftliche Angelegenheit zu ordnen. Gustave bat ihn, näher zu treten. Sie entsann sich seiner aus ihrer Kindheit und bot ihm zum Willkommen die Hand. Er zog diese an seine Lippen und stammelte ihr dabei verwirrt seinen Glückwunsch. Sie sah ihn traurig an. Sein Auge senkte sich vor ihrem Blicke zu Boden, und es spiegelte sich etwas wie Rührung auf seinem Gesichte. Die holde Erscheinung hatte Eindruck auf ihn gemacht. Aber schon in der nächsten Minute nahmen seine Züge den gewöhnlichen Ausdruck wieder an; der umsichtige Geschäftsmann trat in seine Rechte ein und erlaubte keiner Empfindung die Herrschaft. „Ich komme im Auftrage Ihres Herrn Vaters, um Ihnen den Ehecontrakt vorzulesen, und mir zugleich Ihre Unterschrift für dies Papier auszubitten,

das Ihre Eltern, im Fall sie vor Ihnen sterben sollten, zu Ihren Erben einsetzt," sagte er. „Es ist eine bloße Form, wie Sie denken können; denn dem Laufe der Natur nach ist ein solches Ereigniß kaum denkbar; wir Advokaten sinnen indessen gerne auf Möglichkeiten, und nehmen oft das Unwahrscheinlichste als wahrscheinlich an. Sie verzeihen mir es wohl, daß ich an Ihrem Hochzeitsmorgen an Ihren Tod dachte?"

„Ich finde die Idee gar nicht so ferne liegend," sagte Gustave kalt. „Geben Sie her! Ich werde das Papier unterzeichnen."

„Aber doch erst lesen?"

„Wozu?"

„Um den Inhalt zu kennen."

„Den haben Sie mir genugsam angedeutet."

„Nur in weiten Umrissen. Auch die einzelnen Punkte muß man in Betracht ziehen." —

Gustave nahm das Blatt in die Hand und durchlief es zerstreut. Plötzlich erröthete sie bis über die Stirne. „Sie sind in der That ein sehr vorsichtiger Mann," sagte sie. „Sie ernennen meinen Vater zum Vormund meiner verwaisten Kinder. Das ist mir doch außer allem Spaße." Sie riß das Blatt mit starker Hand mitten durch. „Sie verzeihen, Herr Justizrath! Ein solcher Vertrag würde mich und Sie lächerlich machen. Ich kann solche Worte nicht ohne Schauder lesen.

Wozu auch das Papier, da Sie ja recht gut wissen, daß meine Ehe eine bloße Formalität ist, um dem Buchstaben des Gesetzes zu genügen."

"Ganz richtig," erwiederte der Advokat mit ironischem Lächeln; "Ihr Herr Vater hat Ihnen Ihre Freiheit versprochen, sobald sie geschlossen ist. Aber dem Buchstaben des Gesetzes muß allerdings genügt werden, wie Sie ganz richtig bemerken."

"In einer Stunde wird dieser Fall eingetreten sein." Sie seufzte tief auf.

"Sobald nun wohl noch nicht," erwiederte der Justizrath sarkastisch. "Ihre Frau Mutter wird die Güte haben, Ihnen das zu erklären, Sie werden dann einsehen, daß meine Vorsicht nicht so lächerlich war, wie sie Ihnen erscheinen wollte, und mir vielleicht erlauben, Ihnen später eine Abschrift des Blattes vorzulegen, das Sie so eben vernichtet. Wir Advokaten müssen alle Fälle für möglich halten."

Sie sah, daß er beleidigt war. "Was habe ich ihm gethan, Mutter," fragte sie, als er hinausgegangen. "Unmöglich konnte ich doch eine solche Schrift unterzeichnen! Findest Du das nicht auch?"

"Du bist noch so jung, mein Kind, und urtheilst vielleicht über Dinge, die Du nicht verstehest. Ein solcher Mann, und ein Freund der Familie muß besser

wissen, was hier das Beste ist für alle Theile. Ihm muß man folgen."

"Was solltest Du mir denn erklären, Mutter?"

Frau von Lechzen wurde verlegen. "Laß das, liebes Kind! Es ist nicht gut, Alles zu wissen," sagte sie ausweichend.

"Worauf bezog sich denn seine Aeußerung?"

"Die Männer sind nun einmal so; alles Zweideutige macht ihnen Vergnügen."

"Zweideutige!" sagte Gustave kopfschüttelnd. "Du sprichst mir mehr noch in Räthseln, als er. Aber gleichviel! Mich geht das Alles weniger an, denn die Hauptsache bleibt immer dieselbe, ich soll die Frau Ludolfs werden, o mein Gott! Und keine Rettung." Sie schlug die Hände vor das Gesicht und machte sich in tiefen Seufzern Luft.

"Mache ihm nur ein freundliches Gesicht, Gustave. Ihm ist so bange vor Dir. Er wird kaum den Muth haben, Dich anzusehen."

"Warum das? Warum ist ihm bange?"

"Er erinnert sich sehr wohl, daß Du ihn nie leiden gekonnt. Als Du zum letzten Male hier warst — das sind nun gerade sechs Jahre — da wolltest Du durchaus nicht mit ihm spielen, und so oft er sich neben Dich setzte, sprangst Du auf und wähltest einen andern Platz. Seine Mutter nahm mir das sehr übel; denn

sie setzte voraus, daß ich die Veranlassung dazu sei. Das war jedoch keineswegs der Fall, wie Dir sehr wohl bekannt ist. Im Gegentheile wandte ich Alles an, Dich ihm geneigter zu stimmen, und bot Dir allerlei Belohnungen. Aber vergeblich, Du wurdest förmlich bleich, sobald er Dir nahe kam, und faßte er Dich an, so zittertest Du, als habe ein Gespenst Dich berührt. Dein Vater gab Dir einmal eine Ohrfeige wegen dieser albernen Ziererei, wie er es nannte. Ich aber ließ Dich seitdem nicht wieder hierher kommen. — Der arme Ludolf scheint eine dunkele Erinnerung dieser kindischen Streitigkeiten bewahrt zu haben; denn er fragt stets, wenn von Dir die Rede ist, ob Du jetzt freundlicher geworden seiest."

"Ich will mich bemühen, ihm nicht zu zeigen, wie fürchterlich mir der Gedanke ist, daß ich seinen Namen tragen soll. Wo ist er denn, daß ihn noch gar nicht gesehen habe? Und wie sieht er denn jetzt aus? Beschreibe mir ihn doch, damit ich mir ein Bild von ihm mache."

"Er ist hoch aufgeschossen. Sein Haar ist noch so weißblond wie damals und seine Augen sind etwas röthlich; er sieht auch nicht gut damit am Tage. Doch nennen Einige ihn hübsch. Hier in der Gegend hätte jedes Mädchen ihn mit Vergnügen geheirathet."

"Das ist doch nur Dein Scherz."

„Mein völliger Ernst. Er ist die beste Partie im ganzen Lande und darauf sieht man in heutiger Zeit sehr viel. Eine sorgenlose Existenz hat ihren Werth.“

„Gütiger Himmel! Wie ist das möglich! Hätte ich eine freie Wahl, so wollte ich doch lieber Korn dreschen, als mich die Frau eines solchen Menschen nennen! Ich glaube, ich werde vor Scham darüber mein Haupt nie wieder erheben, mich nie vor den Leuten mit ihm sehen lassen können. Einen Mann angehören, auf den man herabsieht!“

„Das ist eine einfältige Rede, Gustave, nimm es mir nicht übel. Als Baronin von Hottenrott auf Löwenstein hast Du wahrhaftig eine Stellung in der Gesellschaft, auf die Du stolz sein kannst,“ sagte die Mutter unmuthig. —

In dem Augenblicke klopfte Jemand, und auf ihr Herein! trat der Prediger ein, um die Braut hinunter zu führen. Gustave zitterte als sie seine Hand ergriff. Bleich, wie ein Marmorbild, folgte sie ihm in das Wohngemach, in dessen Mitte ein Tisch stand, hinter dem Ludolf und ihr Vater ihrer harrten. Der letztere kam ihr bei ihrem Eintritt einige Schritte entgegen, bot ihr die Hand und führte sie zu Ludolf. Dieser verbeugte sich verlegen, und wagte nur scheu einen Seitenblick auf seine Braut zu richten. Er hatte noch wenige junge Mädchen gesehen, und nie eines geschmückt, wie

Gustave es in diesem Augenblicke war. Ihr Aeußeres schien ihm zu gefallen, sie kam ihm so licht und schön vor, wie ein Engel, und seine Blicke, die er, wenn auch verstohlen, doch wieder und wieder zu ihr hinüber sandte, drückten sein Entzücken Allen verständlich aus. — Gustave dagegen hielt ihr Auge fest auf den Boden und wurde, so wie der Prediger seine Rede begann, nur noch bleicher. Ihre Mutter bemerkte es, daß sie wankte, und trat rasch an sie heran, ihr ihren Arm als Stütze zu bieten. Das that ihr sichtlich wohl. Sie hatte ihre Mutter von Kindheit an mit unbegrenzter Zärtlichkeit geliebt, und indem sie ihre Hand auf deren Arm lehnte, fühlte sie, daß ihr Herz sich wieder erwärmte. Nur als der Augenblick kam, wo sie das Ja sprechen sollte, sank abermals ihr Muth. Sie sah nach der Thüre, als müsse von daher eine unerwartete Hülfe kommen; aber sie blieb verschlossen, und da Alle erwartend auf sie sahen, so flüsterte sie endlich mit bebender Lippe das kleine Wort. Der Prediger wechselte nun die Ringe, legte dann ihre Hände in einander, und sprach den Segen. Gustave hörte davon schon nichts mehr, und als er geendet und die Umstehenden ihre Glückwünsche anbringen wollten, sank sie leblos zusammen. —

Ludolf sah mit Entsetzen, daß man sie wie todt von seiner Seite fort und auf das nächste Sopha trug. Als man ihn aber damit tröstete, daß es eine bloße Ohn=

macht sei, die die Gemüthsbewegung erzeugt, und daß die junge Frau bald wieder um sich schauen würde, da beruhigte er sich und wusch selbst ihre Stirn mit kölnischem Wasser, innerlich froh, daß ihre Augen geschlossen waren und er indessen ganz unbefangen sie betrachten konnte. Er hatte eine dunkle Erinnerung an die kleine Gustave bewahrt, aber das große, schöne Mädchen vor ihm war ihm eine ganz fremde Erscheinung, und er musterte sie, von der Fußspitze bis zum Scheitel, als habe er nie ein ähnliches Wesen gesehen. Leise wagte er ihre Hand zu fassen, dann ihren Arm zu streicheln, und neigte dabei sein Haupt so tief, daß es schien, als wolle er seine Lippen darauf drücken; da schlug Gustave das Auge auf, und wie von einer Natter gestochen, zuckte sie zusammen — und war mit einem Satze auf den Füßen und im Begriff aus dem Zimmer zu stürzen. Ihre Mutter hielt sie zurück. „Bleibe bei uns,“ flüsterte sie und streichelte sie sanft. — „Rette den Schein vor den Leuten, mir zu Liebe.“ — Ein trauriger Blick der Tochter war die ganze Antwort. Aber sie blieb. Man setzte sich gleich darauf zu Tische, das junge Paar am oberen Ende, und die Unterhaltung wurde allgemein. Gustave nahm daran nicht Theil. Still und in sich versunken saß sie da und berührte fast keine Speise. Man sah es ihr an, daß sie all ihre Kraft aufbot, um sich aufrecht zu erhalten. Gesundheiten wurden ausge-

bracht, der Justizrath erzählte lustige Geschichten und war in der heitersten Laune. Herr von Lechzen, an dessen Seite Anna Wohlgemuth saß, schenkte dieser fleißig ein und flüsterte ihr verstohlene Worte zu. Frau von Lechzen verzog dabei ärgerlich den Mund, und eine Falte bildete sich zwischen ihren Augenbraunen. Dazwischen sah sie dann wieder zu ihrer Tochter hinüber, nickte dieser dankbar zu, oder erhob sich auch, um sie durch eine Liebkosung zu ermuntern. Der Champagner floß reichlich, und die Gesichter der Herren rötheten sich. Der Arzt, der heute nicht hatte fehlen dürfen, mahnte Ludolf ab, sein Glas nicht mehr zu leeren, Herr von Lechzen rieth dagegen, solchen Mahnungen heute taube Ohren zu leihen, an seinem Ehrentage könne man schon ein Uebriges thun, und wer einmal einen Rausch gehabt, das sei ein rechter Mann. Er selbst war in der zärtlichsten Weinlaune, und nannte sogar seine Tochter mit den süßesten Namen. Seine Schmeicheleien verletzten Gustave mehr, als es die rauhesten Worte gethan, sie wandte sich empört von ihm ab und wollte aus dem Zimmer eilen. Er hielt sie zurück. „Mein Goldkind!“ sagte er, „bleib doch bei uns! Wenn Dein eigener Vater sich über Dich freut, wie kannst Du das so übel nehmen. Thue mir den Gefallen und setze Dich wieder an Ludolfs Seite!“ Er geleitete sie dahin zurück.

Frau von Lechzen sah ihrer Tochter an, was sie

litt, und hob endlich die Tafel auf. Ihr Gatte warf ihr dafür einen unwilligen Blick zu. Der Schulmeister Wenzel trat eben ein, um seinen Glückwunsch zu bringen. Er hatte eine in Versen abgefaßte Anrede an den Bräutigam und eine andere an die Braut abgefaßt, die er mit vielem Pathos hersagte und dann die Hände der Neuvermählten mit tiefer Verneigung an seine Lippen drückte, wobei sein langes Haar sein ganzes Gesicht bedeckte. Die ganze Gesellschaft lachte.

„Mein lieber Wenzel,“ sagte der Justizrath, „solche Zärtlichkeiten wird Ihnen der junge Ehemann schwerlich gestatten; denn es scheint mir, daß es ihm selbst nicht an Lust fehlt, die Hand seiner schönen Gemahlin zu küssen.“

Ludolf lachte verlegen und blinzelte auf Gustavens Linke, mit der sie sich auf einen Stuhl stützte. Der Wein hatte ihn kühn gemacht, er gewann den Muth, sie mit seinen Fingerspitzen zu berühren; aber wie eine Sensitive fuhr sie zusammen und ging schnell aus dem Zimmer. Ihre Mutter folgte ihr; aber sie hatte sich eingeschlossen und bat, sie allein zu lassen.

„Die junge Gemahlin sind sehr spröde,“ sagte der Schulmeister leise, als sie hinaus war.

„Und der Ehemann sehr blöde,“ bemerkte Herr von Lechzen, der seine Worte überhört hatte. „Aber Gelegenheit macht Diebe.“ Die Herren lachten. Sie zün-

deten ihre Cigarren an, setzten sich vor dem Hause um einen Tisch, tranken schwarzen Kaffee, und wurden nach und nach der übermüthigen Stimmung Herr, die der Wein in ihnen erzeugt.

Gustave blieb allein. Sie riß die Myrthenkrone aus ihrem Haare, warf sie von sich, und begrub das Gesicht in ihre Hände. „Ich bin Ludolfs Frau," wiederholte sie sich wieder und wieder, und immer war es ihr dennoch, als ob es undenkbar, als ob diese Möglichkeit nur Traum sein könne. „Ich bin sein," sagte sie sich zu ihrer Beruhigung, „ich habe mein Wort gelöst und kehre nun zu meiner Tante zurück." — Sie zog den Brief derselben hervor und entfaltete ihn. Er lautete:

„Mit welchen Gefühlen ich Dich aus meinem „Hause scheiden sehe, mein Herzenskind, wirst Du „ermessen, wenn ich Dir sage, daß mir Dein Vater „mitgetheilt, er wünsche Dich mit Ludolf zu verbinden. „Da er meinen Bitten kein Gehör lieh, so blieb mir „keine Macht, das Schreckliche zu verhindern, denn er „ist Dein Vater, seine Rechte gehen den meinigen vor.

„Hätte ich eine Ahnung von seinem Plane ge„habt, so wäre ich mit Dir entflohen, sei es bis ans „Ende der Welt. — Aber — der Gedanke ist ja bei „ihm erst entstanden nach dem Tode des Großvaters. „Zuvorzukommen war daher unmöglich.

„Du bist nun in der Gewalt Deiner Familie, die „Alles daran setzen wird, Dich zu dieser Verbindung „zu zwingen; denn ihr Eigennutz ist im Spiele. Ge„gen Gewalt hilft nur List; darum, wenn es Dir „möglich ist, entfliehe, laufe fort, so weit Dich Deine „Füße tragen, fort, wohin es auch sei, bis Du in „meinen Schutz gelangst, bis ich Dich verstecke.

„Du bist noch unerfahren, Du kannst Dir nicht „vorstellen, was es sagen will: eine Ehe eingehen „gegen seine Neigung, mit einem Manne leben, den „man nicht schätzt. Du denkst Dir — und manches „arme Mädchen hat es vor Dir gedacht, — es sei „genug, den Namen führen, den Haushalt besorgen, „im Uebrigen könntest Du nach Gefallen leben. Dem „ist nicht so, mein Kind. Eine Ehe ist noch ein ganz „anderes Ding, als Du Dir einbildest. Der Mann „macht darin Ansprüche an seine Frau, von denen „Du keine Ahnung hast. Denke Dir, daß Du die „Küsse von Jemand dulden sollst, den Du innerlich „nicht achtest. Und Du sollst noch mehr thun, Du „sollst ihn zum Vater Deiner Kinder machen. Diese „Mission ist dem Weibe auferlegt, und es ist eine „heilige und schöne, das kommende Menschengeschlecht „in seinem Schooße zu tragen; aber es erfordert „Muth, und diesen Muth giebt nur die Liebe. Mit „dem Namen Mutter ist viel Schmerz, viel Unge-

„mach verbunden. Für den Mann seiner Wahl kann „man Vieles auf sich nehmen und stolz sein auf jedes „Opfer, das man ihm bringt; aber ohne Liebe wird „das Band der Ehe eine Plage, eine Entwürdigung, „die Frau sinkt in ihrer eigenen Achtung, sie wird „eine bloße Maschine, und die Kinder haben zu büßen, „was die Eltern verbrochen. Vor einem solchen Loose „behüte Dich Gott. Entgehe ihm auf jede Weise. — „Alles kann der Mensch ertragen, Alles kann er zu„rücknehmen, Alles wieder gut machen, es ist keine „Lage so schlimm, so gewinnt man ihr noch eine „lichte Seite ab, nur diese macht unwiderruflich elend.

„Sie werden Dir einreden, daß es nur eines „Namenswechsels bedürfe, um dem Testamente des „Großvaters zu genügen. Glaube ihnen darin nicht. „Nach der Trauung lautet das Programm ganz an„ders. Gesetzlich bist Du dann das Eigenthum des „Mannes, dessen Namen Du führst, und er kann „Dich zwingen, Deine Pflichten als seine Gattin zu „erfüllen. Laß es dahin nicht kommen, wenn Du „mich, wenn Du Dich selbst lieb hast."

Als Gustave so weit gelesen, entsank der Brief ihrer Hand. Kalte Tropfen standen auf ihrer Stirne, ihr Herz klopfte laut. Sie trat an das Fenster und blickte hinaus, als messe sie die Höhe mit den Augen. Dann ging sie zu ihrem Koffer, suchte etwas Wäsche und

Kleidung zusammen, machte ein Packet daraus und steckte es unter ihre Bettdecke. Den Schmuck, den sie heute bekommen, verbarg sie in ihrem Kleide. Unter solchen und ähnlichen Beschäftigungen verstrichen die Stunden. Die Sonne senkte sich, angstvollen Blickes sah sie sie untergehen und legte dabei die Hand an ihre Stirne, als besinne sie sich auf etwas. Dann ging sie wieder wie suchend im Zimmer umher, legte ein anderes Kleid an, band den Schleier an ihren Hut und trug ihre Sachen zusammen, als wären sie immer noch nicht am rechten Orte. Ihre Mutter kam, um sie aufzufordern, den Thee unten zu trinken. Sie dankte und öffnete die Thüre nicht; sie wolle schlafen gehen, sagte sie. Keine Vorstellungen halfen, sie blieb dabei, daß sie allein sein müsse, um ihre Lage zu überdenken; denn es sei Alles so plötzlich gekommen, daß sie noch immer nicht daran glauben könne. Frau von Lechzen entfernte sich verstimmt. Sie sehnte sich nach ihrer Tochter und grollte ihr, daß sie kein gleiches Verlangen trug.

Im Wohnzimmer ging es munter zu. Herr von Lechzen hatte eine Bowle Punsch auftragen lassen, und den Schulmeister veranlaßt, lustige Lieder zu singen, in die nach und nach sämmtliche Herren mit einstimmten. Gustave hörte den Lärm und wurde nur um so trauriger. Sie fühlte, wie wenig sie in diese Gesellschaft passe. — Erst nach Mitternacht wurde es ruhig im

Hause, alle Lichter verloschen, nur das ihrige nicht. Sie lag auf den Knieen und betete, betete um Muth und Ergebung, ihr Kreuz auf sich zu nehmen, bis jene lautlose Stille eintrat, die die Nacht, wenn sich der Schlummer auf alle Augen gesenkt, uns bringt. Beruhigt erhob sie sich dann, schlich an die Thüre, die in das Zimmer ihrer Eltern führte, und nahm einen stummen Abschied von ihnen. Behutsam nahte sie sich nun dem Fenster, befestigte einen Strick daran und glitt hinab. Unten angekommen, horchte sie einen Augenblick, als sich aber nichts rührte, glitt sie leicht wie ein Schatten unter den Bäumen des Gartens hin und verschwand auf den ihr von ihrer Kindheit her wohlbekannten Pfaden.

Als man am folgenden Morgen lange vergeblich an ihre Thüre gepocht, ohne eine Antwort zu erhalten, öffnete man diese endlich mit Gewalt und fand das Zimmer leer. Gustave war in der Nacht entflohen. —

Achtes Kapitel.

Die Baronin Landgreen saß an ihrem Theetische, auf dem eine russische Maschine seufzend kleine Wolken blies. Einige Gäste hatten sich eingefunden und eine heitere Unterhaltung in Anregung gebracht, die sich meistens um Literatur und Theater bewegte. Man sprach von den neuesten Erscheinungen der Bühne, von dem Talente, das in Karl Gutzkow aufgetaucht, der diesem Kreise nicht persönlich bekannt war, den man nur als Redakteur des Telegraphen und sehr begabten jungen Mann nennen gehört. Die Baronin bedauerte, daß er sich nicht bei ihr eingeführt.

„Er ist verheirathet," bemerkte Doktor Friedmann, der Hausarzt, dessen Züge den Israeliten verriethen. „Ein Ehemann ist schon zu sehr an sein Haus und die Familie gebunden, um nach einer größeren Ausbreitung geselliger Bekanntschaft zu streben."

„Kennen Sie die Frau?" fragte eine Dame, die der Baronin gegenüber auf dem Sopha saß, und Fräulein Leonardi genannt wurde.

„Von Ansehen,“ versetzte der Doctor, „sonst nicht. Ich werde mich dem Paare aber bei nächster Gelegenheit vorstellen lassen.“

„Das machen Sie recht, sagte die Baronin. „Sie sind ja vom Fache.“

„Das ist nicht immer mein Empfehlungsbrief,“ erwiederte lächelnd der Doktor. „Doch glaube ich, daß er nicht gegen mich eingenommen ist, und dann kann man im Austausche mit einem solchen Manne nur gewinnen.“

„Sie sprechen ja sehr bescheiden,“ spottete Fräulein Leonardi.

„Haben Sie mich jemals anders gefunden?“ scherzte der Doktor.

„Ich hoffe, daß Sie uns Ihr neuestes Kind heute mitgebracht haben!“ fiel die Baronin ein. „Wir können dann gleich bei der Taufe helfen.“

„Auf Ihre gütige Erlaubniß dazu rechnend bin ich so frei gewesen,“ versetzte er, und zog ein Manuscript aus der Tasche. Es ist zum Glücke kein Ganzes, es ist ein Cyclus aneinandergereihter Bilder, von denen ich Ihnen, wenn Sie es mir gestatten, einige zum Besten geben werde.“

„Thun Sie das,“ bat die Baronin.

„Ich habe Sie noch nicht vorlesen hören,“ fiel Fräulein Leonardi ein, „und freue mich darauf, gerade

Ihre eigene Composition aus Ihrem eigenen Munde zu vernehmen."

"Das ist nicht immer ein Vortheil," erwiederte Doktor Friedmann, "Sie wissen, wie es Schiller damit ging."

"Die Ausnahme ist keine Regel," fiel die Baronin ein.

"Das englische Sprüchwort sagt: Die Ausnahme beweise die Regel," warf Fräulein Leonardi ein.

„Streiten wir uns darüber nicht," erwiederte die Baronin. „Zur Sache, lieber Doktor. Vor Allem aber: Was ist Absicht und Zweck Ihres Buches?"

„Es ist eine Unterhaltungslectüre, ohne andern Zweck, gnädige Frau, als das Leben in solchen Bildern abzuspiegeln, die zu einem „Ich-sich-schauen" einladen. Jeder Arzt, der seine Aufgabe von einem höheren Standpunkte aus auffaßt, ist halb und halb Pädagog; er will nicht nur augenblicklich helfen, er will dem Uebel an seiner Wurzel beikommen, er will, daß der Mensch sich selbst helfen lerne. Meine Belletristik wird daher stets einen Beigeschmack dieses Strebens haben, wie ich fürchte."

„Wie Sie hoffen, sollten Sie sagen," fiel die Baronin ein, „denn meiner Meinung nach giebt Absicht und Streben der Sache erst die rechte Würze."

„Vom nützlichen Standpunkte aus; aber nicht vom ästhetischen," bemerkte der Doktor.

„Nun, Jedes in seiner Art,“ sagte Fräulein Leonardi. „Lassen wir das Schöne um des Schönen willen sein, das ist ganz recht; aber das Gute und das Nützliche sind nicht minder ihrer selbst willen da.“

„Ich wünsche ein Bilderbuch zu schreiben, in der Art wie das von Andersen; nur daß bei mir das Auge des Arztes schaut, und nicht der Mond.“

„Wir haben also wohl auf Wahrheit und Dichtung zu rechnen,“ sagte die Baronin lächelnd, „und mögen in Ihren Bildern uns selbst oder unsere Freunde wiederfinden.“

„Solchen Speculationen wünsche ich möglichst aus dem Wege zu gehen,“ erwiederte Doktor Friedmann bedächtig. „In meinen Verhältnissen müßte es mir peinlich sein, auf dem Boden der Wahrheit ertappt zu werden; darum auch lese ich Ihnen mein Manuscript gerne vor, gnädige Frau, damit Sie mir aufrichtig sagen, ob ich eine Rüge der Art verdiene.“

„Also zur Sache!“ rief die Baronin, und auch der kleine Kreis rückte näher zusammen, während der Arzt sein Manuscript vor sich ausbreitete. Er las . . . .

In diesem Augenblicke trat der Diener ein und flüsterte der Baronin etwas zu. Sie wurde bleich, erhob sich rasch und verließ mit einer Entschuldigung das Zimmer. Die Zurückbleibenden saßen einen Augenblick schweigend da und fingen dann eine gleichgültige Unter-

haltung an. Da trat der Diener abermals ein und winkte auch dem Arzt hinaus. Dieser fand die Baronin angstvoll über eine weibliche Gestalt gebeugt, die man so eben auf ein im Vorzimmer stehendes Sopha legte. Wer es sei, konnte er nicht gleich sehen; Hut und Mantel verriethen eine Reisende, und die Unordnung in der Kleidung einen plötzlichen Zufall. Als er jedoch näher trat, ihr das Haar aus dem Gesichte strich, um die Hand auf ihre Stirne zu legen, erblickte er Züge, die ihm gar wohl bekannt schienen. Aber welche Veränderung war mit diesem Angesichte vorgegangen! Matt und gebrochen blickte dies Auge, die ganze Gestalt war wie gekrümmt, gänzliche Erschöpfung aller Kräfte schien eine völlige Apathie zu verursachen. Er fühlte den Puls und gebot dann vor allen Dingen Ruhe. Die Gäste wurden unter einem Vorwande verabschiedet, die Leidende zu Bett gebracht und der Arzt saß neben der Baronin an ihrem Lager und wachte. Mitternacht war schon vorüber, und kein beruhigender Schlaf wollte sich auf die müden Augen der Patientin senken. Jetzt richtete sie sich groß auf und blickte umher. „Hör' ich nicht etwas wie Tritte?“ flüsterte sie, ohne der Baronin und dem Arzt ein Zeichen zu geben, daß sie sie erkenne. „Ist das nicht die Stimme meines Vaters? — Ach, wenn es noch Zeit wäre, die Thüre zu verschließen und aus dem Fenster zu entfliehen!“ Mit einem Satz

war sie plötzlich auf den Füßen und eilte dem Ausgange zu. Der Arzt hielt sie mit kräftiger Hand zurück. „Sei ruhig, liebe Gustave!“ sagte die Tante zärtlich. „Du bist ja nun bei mir, mein gutes Kind. Niemand darf ungerufen hier eindringen.“

„Aber mein Vater doch; denn er ist ja mein Vater. Und Ludolf ist ja mein Gatte; er hat ein Recht auf mich. — Und mein Vater, sagt der Justizrath, will der Vormund meiner Kinder werden, wenn ich sterbe. Aber wohin habe ich denn auch meinen Strick verlegt! — Ich finde ihn gar nicht, und kann nicht zum Fenster hinaus. Wo ist er denn; ich muß ja fort, fort, sonst ist es zu spät, zu spät, für alle Zeit und Ewigkeit zu spät!“ schrie sie mit gellender Stimme, und lachte dazu laut auf.

Die Baronin blickte geisterbleich auf den Arzt; dieser nahm die Hände der Kranken und suchte sie sanft auf ihr Lager zurückzuschieben. „Schellen Sie!“ bat er, ich muß Arznei bestellen. Ein heftiges Fieber ist im Anzuge!“

„Sind Sie Ludolf?“ fragte die Kranke. „Ihre Hände sind kalt, wie Ludolfs Hände. Lassen Sie mich los.“ — Wohl eine Stunde verging unter peinlichen Scenen der Art, bis die angewandten Mittel eine augenblickliche Beruhigung hervorbrachten. — „Jetzt suchen Sie den Schlaf!“ rieth der Arzt der Baronin.

„Ihre Jungfer mag wachen. Sie werden Ihre Kräfte auf den kommenden Morgen brauchen.“

„Was meinen Sie wird daraus werden?“ fragte die Baronin mit angstvoll zu ihm erhobenem Auge.

„Das läßt sich nicht bestimmen,“ sagte der Arzt ausweichend. „Machen Sie sich auf Schlimmes gefaßt.“

„Ich fürchte auch das Schlimmste,“ sagte die Baronin bitter; „denn das ist jetzt geschehen, sie ist Ludolfs Gattin; davor kann sie nichts mehr retten.“

„Wer ist dieser Ludolf, der ihr ein solches Entsetzen einflößt,“ fragte der Arzt.

„Ein unglückseliges Geschöpf, kaum zurechnungsfähig zu nennen. Man hat sie geopfert. — Wird ihr das Leben erhalten, so erwacht sie zu einer schrecklichen Gegenwart. Und wie soll sie das Schicksal tragen?“

„Vor Allem nur erst die Gesundheit gewonnen,“ sagte der Arzt; „gegen Alles Uebrige giebt es noch Mittel. Ich bin mit dem frühesten wieder bei Ihnen.“ Er empfahl sich. Die Baronin streckte sich auf ein Sopha aus und lehnte ihr schweres Haupt in die Kissen. — „Das ist Frauenschicksal!“ seufzte sie. „Sich aufopfern oder geopfert werden. Sollte man nicht meinen, die Natur habe nichts Besseres aus uns machen wollen? Wir wählen aus Neigung, und der Mann, den wir uns auserkoren, ist ein unwürdiger. Wir bestimmen unser Schicksal aus Eigennutz, aus Ehrgeiz oder

sonst einer Rücksicht, und das Resultat ist ein Hadern mit dem Geschicke. Selbst im besten Falle hat die Natur uns Pflichten und Mühen aufgebürdet, die zu ertragen Heldenmuth erfordert. — Und wiederum wird es uns so schwer, allein in der Welt zu stehen, einen andern Zweck für unser Leben zu finden, als den, für Mann und Kind zu sorgen, in irgend eine Beziehung zu dem großen Ganzen der menschlichen Gesellschaft zu treten. — Ob unsere Natur uns daran verhindert, ob unsere Erziehung die Schuld trägt, ich weiß es nicht. Aber all überall ist es so. Auch die Stärkste unseres Geschlechtes fühlt diese Lücke. — Ich hoffte, an Gustaven die Probe zu machen, wie weit eine Frau aus Grundsatz und freier Selbstbestimmung zu handeln befähigt sei, ohne dabei die Grenzen des sittlich Schönen zu überschreiten; ich hoffte ihren Sinn auf das große Ganze des Menschenlebens gerichtet zu haben, so daß es ihr kaum der Mühe lohnte, den Anbau der eigenen Scholle als einzigen Lebenszweck zu betrachten. Mit ihrer regen Begeisterung für alles Große und Schöne, mit ihrem Durst nach Wissen, ihrem Streben nach Selbstbildung, Selbsterziehung und dem höchsten Adel der Gesinnung — konnte ich erwarten, daß sie eine Zierde ihres Geschlechtes sein, daß sie in sich selbst den Schatz tragen würde, der sie über den gemeinen Erdenstaub erhebe. — Und dies Alles nun verloren! — Warum folgte sie meiner War-

nung nicht, warum suchte sie nicht Heil in der Flucht? — Unmöglich konnte sie nach Lesung meines Briefes daran denken, Ludolf ihre Hand zu reichen! Unmöglich! So muß sie ihn nicht gelesen haben. Dann wäre mein die Schuld, daß ich aufschob, bis es zu spät war, ihr ein treues Bild des Menschenlebens und der Ehe zu geben, daß ich mich scheuete, das mit seinem wahren Namen zu nennen, was den Mann an die Frau kettet, und es zuließ, daß die Poesie mit ihrem Rosenstaub alle Verhältnisse des Lebens in ihren Augen übertünchte."

Der grauende Morgen schimmerte durch die Fenster, die Baronin schloß vor dem matten Schein die schweren Lieder und ein kurzer Schlummer stärkte ihre aufgeregten Nerven. Gustave lag unruhig träumend da, man wußte nicht, ob sie schlafe, oder nur, durch Opiate betäubt, in halben Fieberphantasien spreche. Sie verlangte häufig zu trinken; sonst gab sie kein Lebenszeichen von sich.

Früh um sechs Uhr wurde es draußen laut, Jemand schellte hastig an der Thüre, die Baronin erwachte und erhob sich leise, um dem unwillkommenen Geräusche nachzufragen. — Ein Bote war es von ihrem Bruder mit einem Briefe an sie. Der Inhalt theilte ihr mit, daß Gustave entflohen sei und von ihrem Gatten zurückverlangt werde; da sie ohne Zweifel zu ihrer Tante geeilt, so kündige er dieser hiermit an, daß er sie dort abholen würde, bis dahin möge sie sie in ihre Obhut

nehmen, und ihr die Thorheit ihres Verhaltens vorhalten. Es sei ja nicht die Rede davon, sie für immer dort in Löwenstein festzuhalten, doch müsse sie sich auf einige Zeit fügen, um ihrem nunmehrigen Gatten keinen Grund zur Scheidung zu geben, und ihn bei solcher Laune zu erhalten, daß er sie unbedingt über sein Vermögen gebieten lasse. Der daraus entspringende Gewinn sei zu einleuchtend, als daß man ihn aus den Augen setzen könne; wer sich einer solchen Narrheit schuldig mache, der sei unzurechnungsfähig, den müsse man zu seinem eigenen Glücke zwingen.

Die Baronin knitterte das Papier unmuthig in ihrer Hand zusammen und hieß den Boten, sich zu entfernen. Ungeduldig blickte sie nach der Uhr, ob die Stunde nicht da sei, wo der Arzt zurückzukehren versprochen. Als er endlich eintraf, rief sie ihn in ein entferntes Cabinet und bat ihn, sie anzuhören. „Sie haben einen hohen Begriff von der großen und heiligen Mission des Arztes," begann sie; „er soll der Priester in der Familie sein, er soll rathen und helfen und trösten. So rathen und helfen Sie denn! Helfen Sie mir Gustave retten, nicht nur vom leiblichen Tode, sondern auch vom geistigen; helfen Sie sie einer Familie entziehen, die sie unwiderbringlich unglücklich machen will. Lesen Sie diesen Brief des eigenen Vaters und sagen Sie mir, was dabei zu thun ist. Er kann jeden Augenblick ein=

treffen, und dann haben wir kein Mittel mehr, ihm seine Beute zu entreißen; denn er ist Vater und handelt im Auftrage des Gatten; und seinem Eigennutze ist jedes Mittel recht.“ —

Der Doctor schwieg einen Augenblick sinnend. „Können Sie auf die Verschwiegenheit Ihrer Leute rechnen?“ fragte er dann.

„Ich hoffe es. Sie würden ihren Dienst verlieren, wenn sie plauderten, wo ich es verbiete.“

„So lassen Sie sogleich einen Krankenkorb bestellen, wir bringen Gustave fort, Niemand soll wissen, wohin. — Sie selbst folgen uns in einem Wagen; Ihr Haus verschließen Sie, kommt Ihr Herr Bruder, so sucht er vergeblich, er entdeckt uns nicht.“

Die Baronin zeigte sich mit diesem Plane einverstanden. Eine Stunde darauf waren alle Vorbereitungen getroffen, langsam wanderten die Träger mit ihrer leichten Bürde in eine ferne Vorstadt, wo ein einsames Haus stand, aus dem der Arzt trat, und seine Patientin in Empfang nahm. Zu ihrer Bequemlichkeit war Alles angeordnet, eine Wärterin bediente sie, jede Pflege wurde ihr zu Theil. Die Baronin traf bald nachher selbst ein. „Wo sind wir hier?“ fragte sie den Arzt verwundert. Er zögerte eine Minute. „Stoßen Sie sich nicht an den Namen,“ sagte er, „es ist eine Irren-Anstalt; aber für Sie das sicherste Asyl.“

Ein leichter Schauer durchrieselte die Baronin. Sie stellte sich an das Fenster und blickte in den Garten hinaus, wo Einzelne der Bewohner dieses Hauses eine Morgenpromenade machten. — Sie mußte sich erst fassen, bevor sie zu ihrer Nichte ging. Wohl sprach eine Stimme in ihr, der Arzt habe Recht gehabt, es würde sie hier Niemand suchen, — und doch überkam sie eine Art Schamgefühl, daß solche Mauern sie umfaßten. —

Gustave hatte von der Uebersiedelung nichts empfunden. Ihr Zustand war der Art, daß sie von der Außenwelt keine Notiz nahm, und selbst mit offenen Augen das nicht sah, was um sie her vorging. Die Baronin richtete sich in einem Zimmer neben dem ihrigen ein und widmete sich ganz ihrer Pflege.

Wochen vergingen, bevor die Nichte sie erkannte und ihr durch einen leisen Druck der Hand ein Zeichen geben konnte; doch war ihr Zustand keinen Augenblick verzweifelt und neben aller Sorge um sie blieb immer die Hoffnung lebendig, daß ihre gute Natur siegen und den bösen Geist der Krankheit glücklich bannen würde. — Diese Hoffnung wurde auch endlich gerechtfertigt. —

Ueber der Wohnung der Baronin stand indessen „Verreist!" und das Wohin? war Niemand bekannt. — Als Herr von Lechzen Einlaß begehrte, starrten ihm diese Worte als Bescheid entgegen und nirgends war eine andere Auskunft zu erhalten. Er versuchte einen

Aufruf in den öffentlichen Blättern, als aber auch dieser unbeantwortet blieb, stand ihm kein anderes Mittel zu Gebot, als den armen Ludolf zu trösten, daß sie endlich von selbst wiederkehren werde. — Es war in diesem eine große Sehnsucht nach seiner Gattin erwacht, er sprach täglich von ihr und ermüdete seine Umgebung mit Fragen, wohin sie gegangen. So ungern er reiste, so wollte er ihr folgen. Herr von Lechzen verhinderte ihn daran, indem er für seine Unterhaltung sorgte.

Zwischen der Baronin Landgreen und dem Arzte entspann sich jetzt am Krankenbette der Nichte ein eigenes Verhältniß. Sie war ihm durch das Vertrauen, daß sie ihm schenken mußte, näher getreten, als sie wünschte, und konnte nun nicht mehr zurück. Der jüngere Mann, dem die geistreiche, bedeutende Frau ein Gegenstand der Verehrung war, nannte seine Gefühle für sie Liebe und in seinen Augen sprach sich aus, was er für sie empfand. Der Baronin entging das nicht, es war ihr ängstlich und peinigend, ihn auf diesem Wege zu sehen, und sie wünschte nur, daß er nie eine Gelegenheit finden möge, seinen Empfindungen Worte zu leihen. Sie war zu klug, um sich über das zu täuschen, was in dem Andern vorging, und konnte sich darum auch nicht geschmeichelt fühlen. — Was sein Auge ihr sagte, würde es jeder Anderen gesagt haben, wenn das Schicksal sie auf gleiche Weise zusammengeführt.

Das Bedürfniß lag in ihm, es war daher ziemlich gleichgültig, welchem Gegenstande er den Regenbogenmantel seiner Empfindungen überhing. In solchen Momenten werden die meisten Ehen geschlossen und darum auch hat der Himmel keinen Theil daran. Wer da sucht der findet, heißt es; wohl ist es Eine, der der Mann sich in solchen Momenten in die Arme stürzt, Eine, die sein momentanes Liebesbedürfniß befriedigt; aber nicht die Eine, welche ihm, sobald er aus diesem Somnambulismus erwacht, auch die Gefährtin sei, welche in Liebe mit ihm trägt und duldet, und auch ihn erträgt und duldet; denn das Letztere bleibt immer Frauenloos. Die Baronin war nicht die Frau, die sich durch eine Empfindung täuschen ließ, welche so vorübergehend, wie das Wetterleuchten in einer schwülen Sommernacht. So dankbar sie für jede Zuneigung, jede Liebe war, so sehr beleidigte es ihre Frauenwürde, wenn sein Auge mit einem Ausdruck auf ihr ruhte, den man mit „verliebt“ bezeichnet.

Sie wünschte ihn davon zu heilen; aber ohne seine Eigenliebe zu kränken, und auch ohne durch Widerstand die Flamme noch höher anzufachen. Sie war ihm Dank schuldig, er hatte sich unter schwierigen Verhältnissen als Freund bewährt, das durfte sie ihm nicht vergessen. — Sie wollte ihm nicht wehe thun; aber auch in keine Beziehung zu ihm treten, die der Achtung Abbruch thue,

welche der jüngere Mann ihr schuldete, und die die Basis ihres freundschaftlichen Vernehmens sein mußte. —

Sie hatte in dieser Anstalt manches gelernt, von dem sie Nutzen ziehen konnte. Sie ward von einem denkenden Manne geleitet, der sich häufig mit ihr über seine Patientin unterhielt, wenn sie ihn in der Mittagsstunde im Garten traf, oder Abends auf eine Stunde in das gemeinschaftliche Gesellschaftszimmer hinunterging. — Es wurden ihr manche Aufschlüsse über Verirrungen der Menschen, die sie traurig machten. Die Allmacht des menschlichen Willens dem Können gegenüber, schien so häufig von physischen Bedingungen abzuhängen, daß sie schwankend wurde über die Gerechtigkeit mancher Anforderungen. Sie dachte sich die Möglichkeit, daß auch sie eines Tages ohnmächtig dastehen könne, mit dem Spruche der Bibel in ihrem Munde: Wollen habe ich wohl, aber Vollbringen des Guten finde ich nicht, — und diese Aussicht demüthigte sie tief und stimmte sie nachsichtiger gegen Andere, als sie es je zuvor gewesen. —

Neuntes Kapitel.

Der Schnee deckte schon die Erde, als Gustave zum ersten Male ihr Lager verließ. — Man trug sie auf ein Sopha, ihre Tante setzte sich neben sie und unterhielt sie von gleichgültigen Dingen. — Sie hörte schwer, die Folge ihrer Krankheit, und las die Worte mehr aus den Mienen, als aus den Tönen, die in ihr Ohr drangen. Müde legte sie das Haupt in die Kissen und nickte ihre Tante mit leichter Kopfbewegung zu, als wolle sie sagen: wie gut bist Du und wie lieb habe ich Dich! — Sie hielt die Hand derselben in der ihrigen, und drückte sie dann und wann leise, zum Beweis, daß sie in ihren Gedanken mit ihr beschäftigt sei.

Die Baronin Landgreen schaute freundlich aber nachdenkend vor sich hin. — In wenigen Wochen, versicherte ihr der Arzt, würde ihre Nichte im Stande sein, dieses Asyl zu verlassen, und sie sollte nun bestimmen, wohin sie dann ihre Schritte lenken wolle. Daß sie sie nicht in ihr eigenes Haus führen könne, war nur zu gewiß, denn sehr bald würde Herr von Lechzen sie dort auf-

spüren und entführen. Es war überhaupt nicht möglich, sie unter ihrem eigenen Schutze zu behalten, selbst wenn sie im Auslande mit ihr lebte; denn auch dort lauerte überall Verrath, auch dort war ein Incognito nicht möglich. Sie mußte also darauf sinnen, ihr eine eigene selbstständige Zukunft zu bereiten; sie mußte für Gustave unter fremdem Namen, an einem Orte, wo sie Niemand kannte, eine Existenz gründen. Leider konnte sie sie auch pecuniär nicht unabhängig machen. Ihr eigenes Einkommen bestand größtentheils aus einem Jahrgehalte, der mit ihrem Tode erlosch. Das geringe eigene Capital in ihrem Besitze wollte sie gleich auf den Namen ihrer Nichte belegen, damit es dieser ungetheilt zukomme; das war aber immer nur ein Nothpfennig und kein Bürge für eine gesicherte Zukunft. Sie seufzte tief, wenn sie es überdachte, wie schwer es für eine Frau, ihren Unterhalt zu gewinnen. So schöne Talente und Anlagen Gustave besaß, so war doch mit dem Allen wenig zu beginnen. Es blieb nichts übrig, als den Zeitpunkt abzuwarten, wo sie selbst einer Erwägung der Sache fähig, und ihr eigenes Schicksal in die Hand zu nehmen willig sei. Der Andere kann nie genau bestimmen, was die Nothwendigkeit oder ein starker Wille aus dem Menschen machen und welche Kräfte und Fähigkeiten sie wach rufen können. Die Baronin beschloß also zu warten.

Eben trat der Arzt ein. Gustave bot ihm mit dankbarem Lächeln die weiße, fast durchsichtige Hand. Sie war die liebenswürdigste Kranke, die man sehen konnte! Immer besorgt, dem Andern Mühe zu ersparen, zeigte sie sich so heiter und geduldig, als leide sie selbst gar nicht, sondern nur ihre Umgebung. — Der Puls ging beruhigt, morgen sollte sie einige Male im Zimmer umhergehen, und dann täglich weitere Fortschritte machen, bis sie endlich die frische Luft koste.

Die Baronin winkte dem Doctor an das Fenster: „Wird es ihr nicht einen erschütternden Eindruck machen, wenn sie erfährt, daß wir in einem Irrenhause sind?“ fragte sie besorgt.

„Sie braucht das noch lange nicht zu erfahren, und später ist sie dagegen gestählt, schon aus dem Grunde, weil sie einsieht, daß es ein sicheres Versteck war.“

„Doch möchte ich so bald als möglich hier fort,“ sagte die Baronin. „Ueberlegen Sie, was ich zunächst thun kann. Ich muß Vorbereitungen treffen, und das geht nicht so eilig. Ich muß Rücksicht auf die noch schwache Gesundheit meiner Nichte nehmen, und zugleich vor jeder Entdeckung sicher sein.“

„Sie muthen mir viel zu, wenn ich Ihnen hierin rathen soll,“ versetzte der Arzt mit einem beredtem Blicke. Die Baronin that als sähe sie nicht, was sein

Auge sprach, und legte, wie einen Gedanken suchend, ihre Stirn an die kalten Scheiben."

„Ich kann Gustave jetzt noch nicht verlassen," fuhr sie fort, „ich werde sie begleiten, nach England, oder Italien, wohin Sie wollen, und erst im Laufe des Sommers, wenn sie ihre Zukunft mit muthigem Auge betrachten gelernt, nach Hamburg zurückkehren."

„Also doch zurück zu uns, das ist wenigstens eine Hoffnung," sagte der junge Mann und mäßigte sich mit Mühe, daß er nicht mehr sagte. Eine Bewegung seiner Hand verrieth, daß er die weißen Finger der Baronin, mit denen sie auf dem Fensterrande spielte, gerne in die seinigen geschlossen hätte.

„Glauben Sie, daß Gustave eine Seereise unternehmen könnte?" fragte die Baronin und that, als habe sie seine Absicht nicht bemerkt.

„Ganz gewiß, sobald es dem Süden zugeht."

„Dann möchte ich zunächst nach Brighton oder Boulogne gehen, bis sie sich ganz erholt hat, und später Nizza aufsuchen. Oder sollte ich gleich nach Nizza reisen können? — Das wäre mir freilich das Liebste."

„Das läßt sich noch nicht bestimmen. Wir müssen erst abwarten, wie rasch ihre junge und kräftige Natur sich wieder emporbringt."

Die Baronin wandte sich vom Fenster zurück und setzte sich wieder zu ihrer Nichte. Es lag ihr nicht

daran, diese vertrauliche Mittheilung länger fortzuspinnen, als es die Nothwendigkeit erforderte.

Gustave erholte sich täglich. Bald färbte ein leiser Hauch von Roth ihre Wangen, die gelbe Farbe wich einem reinen Weiß, sie durfte die vielen Umhüllungen ablegen und das Haupt wieder aufrecht tragen. Es wurde eine Portechaise bestellt, in der man sie in der Mittagssonne im Garten auf und nieder trug. Nur ihr Gehör war immer noch sehr schwach, und der Gedanke, daß es so bleiben könnte, drückte sie sichtlich zu Boden. Vergeblich tröstete sie der Arzt damit, daß dies eine gewöhnliche Folge von Nervenkrankheiten sei. Sie hielt seine Worte für Trostgründe, und sie beruhigten sie nicht. „Ich möchte Ihnen gerne beweisen, daß es auch Andern vor Ihnen so ergangen," sagte er eines Tages, „und Ihnen darum aus dem Tagebuche einer Dame vorlesen, die in Nizza krank wurde und dieselben Folgen beklagt."

„Wenn Sie das Tagebuch nicht selbst für mich gemacht haben, lieber Doktor?" sagte sie lächelnd.

„Urtheilen Sie, ob es aus meiner Feder geflossen sein kann," erwiederte er lächelnd. „Es wird mir schmeicheln, wenn Sie mich für den Verfasser halten."

„Wer weiß," sagte Gustave. „Sie sind ein sehr aufmerksamer Arzt für mich. Ich traue Ihnen so etwas zu."

„Es freut mich, wenn Sie mit mir zufrieden sind, Fräulein Gustave. Dann bin ich es mit Ihnen ebenfalls. Sie sind eine sehr liebenswürdige Kranke.“

„Ich bin jetzt aus aller Verbindung mit der Literatur gekommen,“ bemerkte die Baronin. „Es wäre mir lieb, wenn Sie uns etwas vorlesen wollten!“

„Sehr gerne. Ich habe dieses Vergnügens so lange entbehrt,“ setzte er mit einer Verbeugung hinzu.

„Ich verstehe es nur nicht, wenn Sie lesen,“ bemerkte Gustave betrübt.

„Sie verstehen es so gut, wie Sie mich jetzt verstehen,“ sagte der Arzt, „und es soll Ihnen eben den Beweis liefern, daß Sie gar nicht so taub sind, als Sie sich einbilden.“

„Das würde mich sehr, sehr freuen,“ sagte Gustave, angenehm erregt durch die Hoffnung, ihr Uebel dennoch beseitigt zu sehen.

„Diese Freude soll Ihnen werden,“ versetzte der Arzt zuversichtlich. „Wenn Sie mir erlauben, gnädige Frau, so komme ich morgen Abend, aber nur auf ein Stündchen. Länger auf einmal darf meine Patientin mir nicht zuhören, und nicht einmal so lange, im Fall es Sie im Geringsten ermüdet. Sie müssen mir die Hand darauf geben, mich unterbrechen zu wollen, sobald Ihr Kopf angegriffen ist.“ Gustave versprach das.

Erwartungsvoll sah sie dem kommenden Abende ent-

gegen, vielleicht nicht so sehr der Lectüre willen, als um ihrem Gehör die Probe zuzumuthen. Der Baronin war dieser kleine Wechsel auch willkommen. Sie hatte so viele Wochen ganz abgeschlossen von der Welt gelebt, und mit Gustaven fast nur stumme Unterhaltung geführt, die auf die kleineren Bedürfnisse einer Kranken Bezug hatte, so daß sie sich müde und abgespannt fühlte von dem vielen Alleinsein mit sich selbst. Gerne sah sie daher den Doktor Friedmann mit den Heften in das Zimmer treten. Gustave ruhte in einem bequemen Sessel und der Arzt nahm klug dicht neben ihr Platz, so daß seine Stimme vor ihr bestes Ohr gelangte, und da er sehr laut und deutlich vortrug, entging ihr wirklich kein Wort. Sie war unbeschreiblich froh, und folgte immer heiterer dem Vortrag, der sie sehr interessirte.

„Wir sind in Nizza. Gestern hier angekommen, stiegen wir im Hôtel de France ab und schickten den Diener sogleich aus, uns eine Wohnung zu suchen. Er kehrte mit der Nachricht zurück, daß er ein Haus aufgefunden, dessen Lage höchst anmuthig, und dessen Räumlichkeit und Preis unsern Wünschen entspräche. — Ich ging diesen Morgen selbst hin, es anzusehen. Es heißt „Villa Bonfils“ und liegt auf der Straße nach Villa Franca. Wir zahlen auf sechs Monate 60 Pfd. Sterl.

Somit wären wir untergebracht, und können von den Strapazen unserer Reise ruhen. Wie müde ich bin! Meine Füße tragen mich kaum! — In meinem Kopfe ist es völlig wüste. Du schönes Italien, du Land meiner Sehnsucht, meiner Träume, mußte mein Fuß dich nur darum betreten, um — mich nach Ruhe zu sehnen!

„Das Weihnachtsfest ist vorüber. Man hat die Geburt des Herrn mit Kanonendonner begrüßt und ich habe es nicht gehört, denn ich bin taub. Die Welt ist für mich todt und stumm, die Menschen sind nur noch Figuren, die sich bewegen, ich weiß nicht warum.

„Das neue Jahr wird eingeläutet. „Hören Sie die Glocken?“ fragt man mich. Aber ich höre sie nicht. Für mich ist kein neues Jahr da, denn ich bin mit dem alten noch nicht fertig. Die letzten drei Monate ist es mir schuldig geblieben, die muß es mir nachzahlen, wenn es nicht in meiner Schuld bleiben will.

„Aus meinen wirren Träumen tauchen jetzt Erinnerungen auf; die mir ein bitteres Weh verursachen. Ich sehe mich verlassen und allein, Fieber brennt in meinen Adern, ich will aufstehen, die Füße versagen mir den Dienst, ich rufe, Niemand hört mich, ich fühle Durst und finde nichts, womit ich ihn lösche.

„Es wird Nacht. Um mich ist es finster. Mein

Auge findet keinen Schlaf. Die Stunden schleichen so langsam an mir vorüber, als wären sie Ewigkeiten. Endlich bricht der Morgen an. Ein Arzt erscheint. Es ist ein Engländer. Er fühlt meinen Puls und verläßt mich. — Ich soll aufstehen, sagt er. — Wie kann ich das, da meine Füße mich nicht tragen? —

„Tag um Tag verschwindet, und es wird nicht besser mit mir. Alle meine Reisegefährten sind krank; der Diener hat uns verlassen. — Ich sehe nur den Mr. Prevors, er bleibt fünf Minuten, und — ich werde nicht besser. Er öffnet die Jalousien und betrachtet mich. „Zwingen Sie sich aufzustehen!“ sagt er. „Gehen Sie in den Salon und spielen Sie eine Partie Schach mit dem alten Herrn, der, ohne Sie, ganz verlassen ist.“

„Der Mann muß toll sein. Verzweiflung erfaßt mich. Soll ich weinen oder lachen! Ich weiß es nicht mehr. Ich bitte ihn um ein Blatt Papier und einen Bleistift und schreibe mit zitternder Hand: „Nur schnelle Hülfe kann mich retten!“ — Ich falte das Billet und ersuche ihn, es im Salon abzugeben.

„Die Schatten der Nacht ziehen herauf. Mein umflorter Blick gewahrt es nicht. Ich träume wachend, und habe kein Bewußtsein mehr. Plötzlich dringt ein Lichtstrahl in mein Auge. Mühsam heben sich die Lider.

Ein großer ernster Mann steht vor mir und faßt meine Hand. „Combien de jours êtes vous malade comme cela?“ fragt er mich. — „Ich glaube zwölf Tage,“ antworte ich. — Er bewegt ernst sein Haupt. „Es ist die Frage, ob sie noch zu retten,“ sagt er zu Jemand neben sich, in welchem ich Doktor Prevors erkenne. „Daß Sie nicht merkten, welch ein Fieber hier im Anzuge!“

„Weiter hörte ich nichts. — Als ich mein Auge einmal wieder aufschlug, stand eine kleine runde Frau an meinem Lager. Ich sprach mit ihr; aber ihre Antwort vernahm ich nicht, und als ich weiter reden wollte, legte sie den Finger auf den Mund.

„Der ernste Mann kam auch wieder. Er mochte schon oft da gewesen sein, ohne daß ich ihn erkannt. Dies Mal schauete ich mit hellem Blicke auf, als er an mein Lager trat und mir befriedigt die Hand gab. Ich schlief dann wieder und wachte darauf, wie andere Menschen; aber in meinem Kopfe war es wüste. Denken konnte ich an nichts. Fragte ich nach etwas, so erhielt ich keine Antwort. Eines Tages verlangte ich ein Buch, ich konnte es aber nicht halten, und als ich die Buchstaben ansah, verwirrten sie sich vor meinen Augen. —

„Endlich stand ich wieder auf. Man trug mich auf ein Sopha; stehen konnte ich nicht, gehen noch weniger.

Ich mußte es lernen wie ein Kind. Sprach man mit mir, so hörte ich die Stimme, aber die Worte vernahm ich nicht. Ich war allein in dem Hotel geblieben, sah kein bekanntes Gesicht, Niemand wagte sich in meine Nähe, des ansteckenden Typhus halber. — So verlassen zu sterben, welch ein Schicksal wäre das gewesen! —

„Man trug mich endlich, als die Veilchen blühten, in einen Wagen und brachte mich auf die Villa Bonfils; aber sehen durfte ich meine Reisegefährten nicht. Ich lebte in einem Seitenflügel für mich allein. Lebte! Vegetirte, sollte ich sagen. Von einem Menschen blieb mir kaum noch die Gestalt; gebückt, an einem Stabe, kroch ich hinaus und sonnte mich. Ich war eine Ruine. Mitleidserregend für mich selbst.

„Ich sollte reiten. Auf einem Esel hängend, ließ ich mich durch die Stadt führen. Wie war Alles so schön! — Die Berge, das blaue Meer, der Himmel, die bunt durcheinander wogenden Menschen! Ach! Das Leben ist doch ein hohes Gut! —

„Wie der Gefangene, wenn man ihn aus seiner dunkeln Zelle zum ersten Male wieder an das Licht führt, so trunken sog meine Seele die Eindrücke ein, so berauschte sie sich in dem Anschauen des Gegenwärtigen, so überwältigt vor Entzücken hob sich meine Brust! — Gewohnheit, du Feindin unseres Glückes,

bist du es nicht, die uns so gleichgültig macht gegen so Vieles, das wir, wenn wir es entbehrt, so hoch preisen, so dankbar hinnehmen! — Müssen wir erst dem Tode in das Antlitz schauen, bevor wir das Leben, als ein Gut, würdigen! —

„Herrliche Lüfte des Südens, wie erquickt ihr meine Sinne! — Früh, wenn man meine Fensterladen öffnet, schaue ich aus meinem Bette, durch die feinen Moskito-Vorhänge auf die Bucht, die ein Felsen begrenzt, dessen Spitze ein Kastell trägt, während gegen Norden höher und höher sich aufthürmende Hügelketten den Horizont schließlich mit einer Schneelinie bezeichnen. Den Vordergrund bilden malerische Olivenwälder mit ihrem leichten dunkelfarbigen Laub, und dicht unter dem Fenster prangen Orangenbäume mit duftigen Blüthen und goldenen Aepfeln. — Die Sonne scheint golden, sagt man hier, wenn sie mit gelbem Scheine die Berge umleuchtet, und silbern, wenn ihr matteres Leuchten den Tag zweifelhaft macht. Die ganze Natur ist hier ein Garten, die Pracht ihrer Farben, ihrer Blumen, malt kein Pinsel. Wer hier nur das starke Empfinden des ganzen Menschen in sich trüge, um all diese Schönheit mit voller Brust einathmen zu können! —

„Mein Haupt ist geschoren, und eine gewaltige Haube deckt die Stelle des Haares. — In dieser Toilette wankte ich gestern zum ersten Male in das Gesellschaftszimmer, wo Gäste waren, wie ich wußte. Der Arzt hat mir freilich das Alleinsein geboten; — aber meine stillen Gedanken fangen an, mir traurige Begleiter zu sein. Ich möchte mich in eine Fluth von Zerstreuungen stürzen, nur um zu vergessen. Ich habe zu viel gelitten! — Ich erinnere mich jetzt des einen Tages, wo die Aerzte vor meinem Lager standen, und meine Wärterin ängstlich den fragenden Blick zu ihnen aufrichtete, in welchem geschrieben stand: Ist es jetzt vorbei mit ihr? Ich lächelte in mich hinein; ich wußte, daß es nicht vorbei sei. Aber warum nahmen jene die Sache so ernst? — Für mich war sie ernst, für mich allein; denn von jener Minute an bezweifelte ich meine einstige Identität, und bin ein Kind des Augenblickes geworden. Nur die Minute gehört uns eigen. —

„Herr und Frau St. John waren im Salon. Ersterer spielte Schach. Lady Elisabeth St. John ist eine Tochter des Herzogs von Grafton und daneben noch Schriftstellerin. Sie war sehr lebhaft und angeregt; aber leider verstand ich von dem, was sie sprach, kein Wort. Man machte mir Vorwürfe, daß ich mein Zimmer verlassen. Ich hielt es aber in der Einsamkeit nicht aus, ich mußte Menschen sehen. —

„Lady H. wird einen großen Ball geben, an welchem die Elite der beau monde von Nizza Theil nehmen soll. Ich bin eingeladen. Ob sie glaubt, daß ich nicht kommen werde? Ich werde kommen. — Ich habe die größte Sehnsucht, eine ganze Menge schön gekleideter, heiterer Leute zu sehen, die tanzen und sprechen, und lachen und scherzen. Man beabsichtigt einen Tanz in National-Costümen und macht dazu glänzende Vorbereitungen. — Ein Vetter von Frau B., ein junger Mann, der auf Urlaub von Indien hier ist, wird von der Gesellschaft sein. Er berichtet mir Alles, was man zu dem Zwecke vornimmt, und findet bei mir das lebhafteste Interesse. So war ich früher nicht. Da setzte ich den Werth aller Dinge, die den Geist nicht angehen, tief herab. Aber was wurde aus diesem Geiste, während der Körper litt? — Ich mag es nicht denken! Der junge Mann wünscht eine der Töchter des Gouverneurs von Indien für sich zu gewinnen, ein kühner Gedanke! — Die Mädchen sind hier mit der Mutter, die ihnen große Freiheit gestattet. Neulich begegnete ihnen der heimliche Anbeter am Ufer des Meeres, und sie kamen überein um die Wette zu laufen, wobei er, trotz seiner langen Beine, den Kürzeren zog. Eine drollige Idee und kindlich naiv dazu, auf die Art mit einander zu eifern! —

„Die Gesellschaft Nizza's ist aus sehr verschiedenen

Elementen zusammengesetzt; denn sie wird gänzlich von den hier zusammenströmenden Fremden gebildet. Von den Einwohnern der Stadt empfängt nur der Gouverneur, Graf Le Mâistre, und der Banquier Avigdor, ein Jude, der preußischer Consul ist und sich ein ziemliches Vermögen erworben hat. Seine beiden Söhne sind auch bereits etablirt und haben sich reiche Frauen aus England, zwei Miß Goldsmids, geholt. Es sind sehr viele Engländer hier, die sich unter einander aufsuchen und einen Kreis bilden. Toujours perdrix, heißt es bei ihnen. Interessante Menschen, Gelehrte, Schriftsteller haben sich nicht eingefunden. Lady H. würde sonst die Erste sein, sich dieselben vorstellen zu lassen; denn sie ist selbst so geistreich, daß ihr solche Elemente ein Bedürfniß sind. Sie ist eines Brustleidens halber hier, und zwar allein hier; denn ihr Gemahl muß, als ältester Sohn eines Peers, seinen Sitz im Parlamente einnehmen, und Kinder hat sie nicht. — Neulich wurde ich von ihr eingeladen, um Charaden aufführen zu helfen, ein köstlicher Spaß! Fürst Gagarin, der ein Schaf vorstellte, blöckte so natürlich, daß man kaum glaubte, er spiele die Rolle. Wie doch einem Prinzen, selbst in einer russischen Steppe geboren, Alles so auf den ersten Wurf gelingt! — Es mußten französische Worte gewählt und Alles französisch vorgetragen werden, um Allen verständlich zu sein; denn unter den

Gästen befand sich der Sohn des Grafen Mâistre und manche Fremde, die kein Englisch verstanden. Die beiden Töchter des Gouverneurs von Indien fehlten nicht, ich nahm die Gelegenheit wahr, sie recht zu betrachten.

„Frau B., die zu kränklich ist, um an größeren Gesellschaften Theil zu nehmen, und die viel Geist besitzt, klagt über ennui. Sie ist daran gewöhnt, jeden Abend bei sich zu empfangen, nun liegt aber Maison Bonfils so weit von Nizza entfernt, daß Niemand bei Nacht gerne den weiten, wenig gebahnten Weg geht. Wir wollen eine kleine Gesellschaft laden, eine frühe Stunde bestimmen, und, um die Sache pikant zu machen, wird sie auch einen Jesuiten citiren. Père Rostaing soll ein interessanter Mann und angenehmer Gesellschafter sein, versichert mein italienischer Lehrer, dem ich fünf Franken für eine Stunde zahle, damit er mir Aufgaben stelle, die mich zwingen, thätig zu sein. Ich bin des Trauerns und Klagens müde, und kann doch nur aus Nothwendigkeit mich und mein Leid vergessen.

„Der Diener, ein anderer Guiseppe, ist mit einem Billet an Père Rostaing abgesandt, das ich im Namen von Frau B. in französischer Sprache abgefaßt. Sie drückt ihm ihren Wunsch aus, seine Bekanntschaft zu machen, und bestimmt den morgenden Abend für dies Vergnügen. Da kommt die Antwort. Père Rostaing

empfiehlt sich und dankt für die freundliche Einladung, die er nicht annehmen kann, weil die Regeln seines Ordens ihm verbieten nach sieben Uhr außerhalb der Mauern des Klosters zu sein; dafür aber werde er morgen Nachmittag um drei Uhr seine Aufwartung machen. — Frau B. ist entzückt. — Etwas so Neues, Anregendes verursacht ihr das größte Vergnügen.

„Ich saß heute am Fenster und harrte der Ankunft unseres seltsamen Gastes. Frau B. hatte ihre Promenade verkürzt und ruhte in der Ecke des Sopha's, seiner gewärtig. Zwei schwarze Männergestalten zogen jetzt, wie dunkele Schatten, den Berg herauf; sie trugen weite faltige Gewänder und eine eigene Kopfbedeckung. „Sie kommen!“ flüsterte ich Frau B. zu, und schon öffnete sich die Thüre und Guiseppe meldete Père Rostaing. Der Eintretende verbeugte sich und bat um Entschuldigung, daß er einen Begleiter mitgebracht; sein Orden gestatte nicht, daß er allein zu Damen gehe; der Bruder sei Italiener und verstehe kein Wort Französisch, man könne also unbefangen vor ihm reden, was man wolle. Er wieß ihm einen Stuhl neben der Thüre an, dort nahm die Sauvegarde stumm ihren Platz ein, zog ein Brevier hervor und betete. Père Rostaing kam indessen näher und nahm Frau B. gegenüber Platz. Diese war der französischen Sprache noch immer wenig

gewachsen, und ich mußte ihr häufig als Dolmetscher dienen. Man sprach erst Allgemeines. Der intelligente Franzose verstand es ganz gut, den Weltmann in der Kutte zu spielen. Bald aber wurde der Priester in ihm wach. Der Bruder an der Thüre war indessen sanft entschlummert; während die Lippe noch murmelte, senkte sich sein Haupt tiefer und tiefer auf die Brust, bis es endlich völlig ruhen blieb. — Mein Blick folgte dem Allen. Ich verlor von der Scene vor mir auch keinen Athemzug. — Père Rostaing fragte jetzt, welcher Kirche Frau B. angehöre. — „Und Sie haben nie Zweifel gehabt,“ fuhr er fort, „ob Sie auch auf dem rechten Wege; ob es gut sei, bei Denen zu verharren, die den Schooß der rechten Kirche verlassen, und wie abtrünnige Schafe rathlos umherirren? — Sie haben nie Zweifel gehabt?“

„Frau B. lächelte fein. In ihrem großen blauen Auge spiegelte sich ein leiser Humor. Freilich kannte sie den Zweifel, nur war er ihr nie in dem Bezug entgegen getreten, wie ihn der Priester begehrte. Sie hatte mit keiner Kirche zu thun, eine jede war ihr gleich. Sie huldigte dem Schönen, und hatte für alle Lebensverhältnisse den einen Reimspruch: Thue, was Dich dem Andern angenehm macht. — Konnte sie dem Priester ein solches Glaubensbekenntniß ablegen? Sie sprach also heute nur von ihren Zweifeln, und er ge-

wann Hoffnung, dem Himmel in ihr eine Seele zu gewinnen. Beim Scheiden bat er, ihr Bücher bringen zu dürfen. Lächelnd gestattete sie ihm sein Begehren. Sie wußte schon, wie vergeblich hier sein Glaubenseifer sei; doch wollte sie ihm die Freude des Versuches nicht rauben, die ihr noch dazu manche interessante Discussion versprach, bei der ihr Geist glänzen konnte. Damit war der Besuch für das Mal abgebrochen, und wir sahen die beiden schwarzen Gestalten wieder unter den Orangenbäumen verschwinden, während in der Seele noch der Eindruck still nachhallte, den die eigenthümliche Erscheinung uns so fremdartiger Wesen mächtig hervorgerufen.

„Ein paar Tage sind vergangen, ich sitze an dem schönen Nachmittage auf der Gallerie, die sich, einem verlängerten Balcon gleich, rund um das Haus zieht, und lerne den ersten Canto von Tasso's Jerusalem auswendig, im Bedürfniß einer mehr mechanischen Thätigkeit; da tritt plötzlich ein Schatten zwischen mich und das Licht, und aufblickend steht der Jesuit mit seinem Begleiter vor mir. — Ein Bangen ergriff mich, ich wußte nicht warum. Ich war ängstlich und verlegen, Frau B. war noch auf der Promenade und mir fiel nicht ein, wie ich eine Unterhaltung mit diesem Manne anknüpfen konnte. Ich bot ihm einen Sitz. Er hatte Bücher in der Hand, die Frau B. lesen sollte, „et vous

aussi", fügte er bedeutsam hinzu; „denn wie steht es mit Ihrem Glauben?" Es durchrieselte mich kalt. Sollte ich ihm sagen, welche Ueberzeugung ich von meinem Krankenlager mit hinweggenommen? — „Ich bin so eben vom Tode erstanden und fange das Leben erst neu wieder an," versetzte ich ausweichend und zugleich wahr.

„So lassen Sie mich Ihr Führer auf dieser neuen Bahn sein," antwortete er ernst. „Sie sprachen von Sterben? Welchen Trost hat Ihnen Ihre Religion in den Stunden des Leidens geboten?" —

„Diese Frage berührte eine wunde Stelle. „Keinen," sagte ich, und eine Thräne zitterte in meinem Auge. „Ich war einsam und verlassen. Mein Fieber war ansteckend. Niemand wagte sich in meine Nähe. — Auch hatte ich kein Gedächtniß für andere Sprachen, als die meine, behalten, und diese verstand Keiner. — Selbst meinen letzten Wunsch auszusprechen, wäre mir versagt gewesen, ich war allein, mit mir selbst und dem Tode allein!"

„Ich bedeckte mein Gesicht mit beiden Händen, der Schmerz übermannte mich. Die fürchterliche Einsamkeit meines Krankenlagers trat vor meine Seele, mit der ganzen Sehnsucht nach einem Worte des Trostes und der Theilnahme, nach einem Blick aus Freundesauge, wie sie mich damals verzehrt. — Ich bedurfte einiger

Minuten, um wieder Fassung zu gewinnen. „Ma fille“, versetzte der Jesuit nach kurzem Schweigen, „als ein Mitglied unserer Kirche wäre Ihnen das nicht begegnet. Eine Schwester hätte Sie verpflegt, und ein Bruder an Ihrem Lager gebetet. Warum schickten Sie nicht zu uns?“

„Ich hätte das gethan, ich hätte Alles gethan, um ein menschliches Wesen an meine Seite zu zaubern, das mich mit Theilnahme angeblickt!“ sagte ich bitter. „Woher aber sollte mir dies Vertrauen zu Ihrer Kirche kommen, und in einem Augenblicke kommen, wo mich Alles verließ, auf das ich menschliche Rechte des Antheils gründen konnte, wo jener Egoismus, jener kalte, selbstsüchtige Egoismus, der nur sich kennt, nur sich liebt, seine fürchterliche Macht übte und mich dem Tode Preis gab!“

„Und einer Kirche, die Ihnen so wenig leistet, sind Sie noch immer zugethan?“ fragte der Jesuit wieder, dem meine Stimmung wohl eine seinem Zwecke günstige scheinen mochte.

„Ich rechte jetzt nicht mit der Kirche, Père Rostaing, sondern mit den Menschen, die mich um allen Glauben betrogen. Ich trage die Verzweiflung im Herzen. — Ich kann nicht mehr vertrauen, seit ich erfahren, daß das Princip des Guten, daß Menschenpflicht auf einer Basis von Glas ruht. Fürchterlich ist die Revolution,

die durch diese Erfahrung in meinem Innern entstanden, das Steuer, das mich lenkte, hat keine Richtschnur mehr, es muß ein Teufel aus mir werden oder ein Engel, im Fall ich aus bloßer Verzweiflung, um nicht ganz elend zu sein, um mein Herz nicht in der warmen Brust erstarren zu fühlen, noch den Menschen Gutes erweise, noch Theilnahme hege für ihr Wohl und für ihr Wehe!"

„Ma fille," fuhr Père Rostaing fort, "der Egoismus, durch den Sie gelitten, ist eine Frucht der Erbsünde, gegen die uns das Gebet und der Glaube schützt. Die Orden, die unsere Kirche gestiftet, sind ein Licht für den Laien, das ihm die Straße zeigt, die er wandeln soll. Wir geben das Beispiel der Nächstenliebe; darum bringt dieselbe unter unseren Glaubensbrüdern das schöne Gedeihen."

"Ich meine, auch die Philosophie könnte dahin führen, der Selbstachtung zu bedürfen; ich meine, daß ein reiner Impuls des Selbstvergessens auch in einem bloßen Naturmenschen zu finden sein müßte! Nur der Christ, auf der Höhe der Civilisation des neunzehnten Jahrhunderts, nur dieser ist befähigt, seinem Ich zu leben und von keiner Pflicht zu wissen, bei der er sich selbst nicht das Erste und Höchste ist."

"Sie sind gereizt, ma fille," sagte Père Rostaing milde. "Beten Sie, daß Sie nicht in Anfechtung fallen,

und lassen Sie das Vergangene begraben und vergessen sein. Wir rechten mit den Todten nicht, und die Thaten der Menschen, die sie nicht mehr zurücknehmen können, sind für uns, wie die Abgeschiedenen, todt. — Suchen Sie Frieden zu gewinnen, den Frieden, der über alles Irdische erhaben ist, der in Gott seinen Ursprung hat. Ich komme in wenigen Tagen wieder, dann reden wir mehr von der Sache."

"Er ging, und ich sank auf meinen Sitz und begrub mich in Sinnen. Mehrere Tage schwanden dahin, langsam, wie jede Zeit, die einen Stachel trägt. Ich verstand das Leben nicht mehr, wie konnte ich es leben? Unerwartet kam heute eine Einladung von Père Rostaing zu einer Chocolade im Jesuiten-Collegium. Frau B. war entzückt darüber. Esel wurden bestellt und wir zogen Nachmittags von unserm Berge herab, unserm Ziele entgegen. Der Pförtner öffnete und führte uns in ein Sprechzimmer, eine nackte Stube mit kleinen Fenstern, die so hoch angebracht waren, daß man nicht auf die Straße sehen konnte. An den Wänden standen ein paar Stühle umher, der Fußboden war rein gescheuert und mit Sand bestreut. Père Rostaing erschien und begrüßte uns, dann bat er, wir möchten ihm folgen. Er zeigte uns hierauf die ganze innere Einrichtung. Parterre war das Speisezimmer der Brüder. Die Ordensregel vergönnt ihnen zum Essen eine halbe Stunde,

während welcher Zeit ihnen vorgelesen wird, damit sie nicht unnütz reden und leibliche und geistige Speise zugleich einnehmen. Oben im Hause waren die „dormitoires des pères,“ kleine einfache Stübchen, mit einem Bette, einem Stuhle und weiß gewaschenen Wänden; neben diesen fand sich ein größeres Zimmer, dessen Einrichtung in demselben Style war; es hieß: „chambre de récréation des pères,“ bot aber durchaus nichts, wodurch der Eindruck einer Erholung hervorgerufen wäre. Es war ein leerer Raum mit nackten Wänden, kleinen Fenstern und einer angemessenen Zahl von harten Stühlen. — Wie allen Orden der Jesuiten, so war auch diesem ein großes Erziehungsinstitut beigegeben, und wir kamen nun sogleich in jene Räume, wo der Unterricht der Knaben betrieben wurde. Alle nur mögliche Wissenschaften sahen wir hier vertreten, jede Kenntniß mochte hier erworben werden; sogar ein Liebhaber-Theater war für die Knaben da, um classische Stücke aufzuführen und sich dadurch in Sprache und Benehmen zu üben. Es wurde ihnen eine Bildung verliehen, die sie für die Welt tauglich machte. Daneben war ihre Lebensweise sehr einfach, und keine Art von Bequemlichkeit wurde ihnen gestattet. Ihre kleinen dormitoires enthielten nichts von Eiderdaun, sie glichen vielmehr kleinen Schiffsbetten in Einrichtung und Bauart.

„Wir gelangten nun in einen großen Saal, wo

Père Antonelli Physik lehrte, und uns seine galvanische Batterie und verschiedene Experimente zeigte. Von hier gingen wir in die Bibliothek, die wir reich versehen fanden mit den Klassikern aller Sprachen, die den Schülern zur Verfügung gestellt sind. Père Rostaing öffnete hier einen großen, sorgfältig verschlossenen Bücherschrank, und bat mich hineinzublicken. Da stand Voltaire, da stand Hume und Gibbon rc. und die ganzen Philosophen aller Jahrhunderte. — „Dies ist die Privatlectüre der Väter," bemerkte er; „wir müssen Alles kennen, Alles prüfen, um widerlegen zu können; dem Laien aber ist solche Lectüre Gift."

„Ich war erstaunt. Sollten die Väter denn wirklich so felsenfest in ihrem Glauben sein, um bei der Lectüre dieser geistreichen Gottlosen von keinem Zweifel angefochten zu werden? Sollten sie, bei der Einsicht in so viele Dinge, immer doch unwandelbar den einen Weg nur gehen? — Das gab mir zu denken.

„Père Rostaing kam nach einigen Tagen abermals zu uns und wieder in Begleitung seines stummen Schattens. Diesmal erzählte er hauptsächlich von zwei englischen Damen, die in den Schooß der Mutterkirche zurückgekehrt, wo sie nun Frieden und Glück gefunden. Er forderte mich auf, die Bekanntschaft dieser Damen zu machen. Er hoffte davon viel für meiner Seele Heil. Sie wußten von mir und erwarteten mich.

„Als er fort war, beklagte sich Frau B. in scherzender Weise, daß er so wenig Mühe auf ihre Bekehrung verwende, und mir seinen ganzen Eifer schenke. — Sie hatte Recht, sich zu beklagen. Ich aber drohte ihr, daß ich nur sein Probestück sei, mit ihr werde er dennoch enden.

„Ich habe die Proselytinnen aufgesucht. Miß Young, eine hübsche, junge Engländerin, traf ich leidend, auf einer chaise longue ruhend, an; dabei aber empfing sie mich mit der gewinnendsten Freundlichkeit. Sie erzählte mir von ihrem Leben, von ihrer Familie, welche Leere sie stets empfunden, welch Unbefriedigtsein, bis die katholische Kirche ihre Arme geöffnet, und die Anforderungen ihres Herzens befriedigt. Jetzt wisse sie, wohin mit ihrem Vertrauen, jetzt finde sie Rath, Trost und Zuflucht. Sie sei auf dem Wege nach Paris; dort wohne sie Abbaye aux bois, St. Germain, wo ich sie aufsuchen solle. Ihr Zimmer stoße da an die kleine Capelle, von welcher schon früh Morgens der Gesang und das Glöcklein herüberklinge und ihren Schlummer süß störe. Sie war höchst reizend und anmuthig in ihrem rührend frommen Glaubenseifer, mit dem sie so heiter milde auf die Erde herabschauete, als sei sie bereits in den Himmel versetzt, von dem sie träumte. —

„Von ihr ging ich zu der zweiten Proselytin, einer

Miß Churchill, in der ich eine schön betagte Jungfrau fand. Diese war nicht weniger gläubig; aber es kleidete ihr nicht so gut. Ihr fehlte die Poesie der Jugend, um ihren Eifer in eben so rührendem Lichte erscheinen zu lassen. Seit ihrem Uebertritt lebte sie in Genua, und nur im Winter einige Zeit in Nizza, als Gast des Gouverneurs, Grafen le Maîstre. Die älteste Tochter dieses Mannes war eine Heilige. Sie lebte ganz der Pflege der Kranken und Armen und hatte schon mehrere Wunder verrichtet. Sie befand sich im Augenblicke in Turin, sonst sollte ich sie kennen gelernt haben. Die übrigen Töchter waren weltlicher gesinnt, tanzten sogar, obwohl meistens aus gesellschaftlicher Pflicht. Ich erhielt die Einladung, morgen an einem Feste Theil zu nehmen, welches der Orden der Jesuiten in ihrem neu erstandenen Landhause dem Grafen le Maîstre gab. Dies Landhaus war zum Sommeraufenthalte für die Zöglinge der Anstalt bestimmt, und lag entfernt von der Stadt auf einer Höhe. Eine solche Ehre durfte ich nicht ausschlagen.

„Frau B. war fast neidisch, daß nicht auch sie an einem so seltenen Feste Theil nehmen durfte.

„Ich fand mich pünktlich im Palaste des Gouverneurs ein, nicht ohne eine Anwandlung von Verlegenheit, muß ich bekennen. Wenn ich die Sache überlegte,

so wußte ich nicht, wie ich zu dieser Auszeichnung kam; ich glaubte und habe so etwas geträumt, es sei ein Gebilde meiner Phantasie.

„Miß Churchhill empfing mich wie gestern, und stellte mich der Gräfin vor. Der Wagen wurde bald darauf angekündigt und wir stiegen ein. Der Graf kam zu Pferde nach. — Die Landhäuser um Nizza sind reizend gelegen. Die meisten derselben sind auf Anhöhen erbaut und schmücken die Gegend wie mit bunten Häuptern. Olivenwälder umgeben sie mit ihrem dunkeln Laubwerk. Die Herren Jesuiten hatten ihre Wahl auch keineswegs mit schlechterem Geschmacke getroffen und der Punkt, den sie ausersehen, gehörte zu den lieblichsten, die mein Auge hier noch erblickt. Vor der Thüre der Villa standen alle Väter des Collegiums bereit, uns zu empfangen. Ich hatte einige derselben noch nicht gesehen; besonders auffallend war mir das Haupt derselben, ein Italiener, mit rothem Haare, ein rechter Judaskopf. Wir wurden in das Haus geführt, und die Localität uns gezeigt. Graf le Maistre hatte selbst einen Sohn dort, folglich waren alle Details für ihn von persönlichem Interesse, außer daß er der Beschützer des Ordens ist, und dessen Bestrebungen nach Kräften unterstützt. Als wir mit diesem Rundgang fertig waren, traten wir in einen Saal, wo wir eine Tafel mit den herrlichsten Erfrischungen bedeckt fanden. Es war beinahe wie in

la belle et la bête; denn auch hier gewahrte man die Hand nicht, die das Alles veranstaltet hatte. Wir setzten uns. Die Jesuiten blieben stehen und bedienten uns. Ihr Orden gestattete ihnen nicht, an einer mit Leckerbissen besetzten Tafel Platz zu nehmen und auch nicht, dieselben zu genießen. Was mußten sie von diesen armen Laien denken, die Torten, Wein, Eis, Confitüren, und wer weiß was noch sonst Alles, mit innigem Behagen verschlangen, gleich ächten Söhnen Adams, gleich ausgestoßenen Kindern des Paradieses! — Mir machte die Scene einen unvergeßlichen Eindruck! — Die schwarzen Gestalten, die still und stumm um die Tafel schlichen und uns Alles so gastfreundlich boten. Die Familie des Grafen le Maîstre, die mit reizender Freundlichkeit Alles hinnahm, und ich — das verlorene Schaaf, das erst gerettet werden sollte!

„Ich schlief heute länger als gewöhnlich. Die Fahrt und die neuen Eindrücke hatten Seele und Körper erschöpft. Madeleine, das Mädchen, das die Bedienung im Hause hat, trat endlich herein, mich zu wecken; aber mit rothgeweinten Augen. Ich fragte, welch Leid sie betroffen. Sie beichtete mir, daß es hier Sitte sei, in jedem Jahre einmal seinem Priester zu beichten um Absolution zu bekommen, man thue es bei solchen Gelegenheiten aber nicht gerne unter zwölf Sünden, und

nun habe sie schon die ganze Nacht schlaflos zugebracht und immer noch könne sie sie nicht zusammenbringen. Darüber sei sie nun ganz beschämt. Das komme davon, daß sie nicht schreiben gelernt. Andere notirten gleich Alles ein wenig, dann sei die Sache ganz leicht; aber so Alles im Gedächtniß zu behalten, nein, das finde sie zu schwer.

„Welche Art von Sünden begehen Sie denn, Madeleine," fragte ich sie.

„Lügen, kleine Unwahrheiten, Betrügen, dergleichen."

„Ich will Ihnen einen Rath geben. Gehen Sie zu Père Rostaing, der ist gescheut, und wird es mit der Zahl Ihrer Sünden nicht so genau nehmen. Ich habe eine Bestellung an ihn, richten Sie die aus und bringen zugleich Ihr Anliegen vor."

„Sie war damit zufrieden, trocknete ihre Thränen, und trat ihren Weg an.

„Als Madeleine aus der Stadt zurückkehrte, rief ich sie in mein Zimmer und fragte: „Nun, wie ging es?"

„Ach!" seufzte sie; „ce n'est rien. Ich richtete erst Ihre Botschaft aus und trug dann meine Bitte vor, ihm beichten zu dürfen. Er erwiederte mir, daß seine Zeit sehr beschränkt sei, daß sein Beichtstuhl von früh fünf Uhr nicht leer werde; — indessen — wenn ich in das Parloir kommen und ihm dort schnell ein wenig beichten wolle, so sei er bereit, die Sache in aller Kürze

abzumachen. Ich ging mit ihm. Als wir aber im Zimmer waren, und ich mich mit ihm allein sah, da kam er mir wie ein Mensch vor und nicht wie ein Priester, und ich hätte ihm nichts bekennen können, so lange ich ihn sah und er mich sah. Im Beichtstuhle, da ist es so ganz anders, da gesteht man Alles, wie man es Gott gesteht, da sieht man in kein Menschengesicht."

"Sie hatte so Unrecht nicht. Ich konnte ihr Gefühl vollkommen verstehen und mußte es billigen. Sie wird nun warten, bis sie ihre zwölf Sünden alle beisammen hat, und dann zu ihrem eigenen Priester gehen.

Neben unserer Villa ist eine kleine Hauskapelle, in welcher ein Priester jeden Sonntag Morgen Messe liest. Er hat mich häufig eingeladen, derselben beizuwohnen; ich war aber stets noch im Bette, wenn seine Botschaft kam, weil meine Gesundheit noch große Pflege heischt. Man hat ihm dies hinterbracht und er sendet mir nun die Botschaft, daß er künftig eine Stunde später lesen würde, um es mir bequem zu machen. Das ist sehr gütig; aber kommen werde ich darum doch schwerlich. Um aber von meiner Seite eine solche Artigkeit nicht unerwiedert zu lassen, so habe ich ihn am Sonntag zum Frühstück geladen, und er hat freundlichst acceptirt.

"Ein Priester des Volkes ist wahrlich ein sonderbarer Gast; oder vielmehr, er ist kein Gast, er ist Herr.

Kaum bei mir eingetreten und begrüßt, so erscheint der Diener und fragt ihn, was er zum Frühstück befehle. Auf mich wird von beiden Seiten keine Rücksicht genommen. — „Ein wenig Huhn!“ sagt der Priester. „Rösten Sie mir eine Keule.“ — Guiseppe entschuldigt sich, daß kein Geflügel im Hause sei. Sie gehen nun die Vorräthe mit einander durch, bleiben endlich bei ein paar weich gesottenen Eiern und etwas kaltem Braten stehen. Während der Zeit habe ich ich dem Priester eine große Tasse mit Kaffee vorgesetzt; er bestreicht nun ein Stück Weißbrod mit einem Zoll Butter, schneidet es dann auf seinem Teller in Würfel und wirft es in den Kaffee. Da schwimmt es, wie kleine Inseln, und die schmelzende Butter zieht sich mit Fettaugen darüber. Mir wurde fast übel. Indessen trägt Guiseppe das Geforderte auf, mit einer Miene, in der geschrieben steht, der Priester sei berechtigt, in Anspruch zu nehmen, was Küche und Keller enthalten. Für mich war dieses eine Factum belehrender als tausend Bücher, die mir die Macht des Priesters in der Familie nimmermehr so überzeugend dargethan.

„Diesen Nachmittag kam Père Rostaing und fand mich allein. Er fragte mich, ob ich nicht in den Schooß der Mutterkirche zurückkehren wolle. Ich sagte ihm, daß es mir dazu an Glauben fehle. Das mache nichts,

versetzte er. „La grâce viendra.“ Und gesetzt, das wäre der Fall, wie sollte sich dann mein Leben gestalten? Ja, wäre ein Orden da, dem ähnlich, welchem Père Rostaing angehörte, wo die intelligente Frau den Bedürfnissen des Geistes genügen und dennoch Wohlthun üben könnte; wo sich ihr ein nützlicher Wirkungskeis böte, und sie die Genugthuung hätte, unter dem Schutze einer großen Verbrüderung allgemeinen, humanen Zwecken zu leben, ja dann!

„Einen solchen Orden haben wir, ma fille,“ versetzte er mit ruhiger Würde, es ist das sacré coeur. In diesem werden Mädchen erzogen, die die höchste Bildung erhalten. Die Oberin desselben lebt in Rom. Alljährlich unternimmt sie eine Inspectionsreise durch Frankreich, England und Irland, bei welcher Gelegenheit die Schwestern ihre Klagen gegen die Abtissinnen vorbringen können. Wollen Sie in diesen Orden treten so bietet er Ihnen die Freiheit, den Bedürfnissen Ihres Geistes zu genügen, und unsern Schutz.“

„Ich trug Bedenken, diesen Vorschlag anzunehmen. Ohne den Glauben der Uebrigen zu theilen, müßte ich mich ja allein unter ihnen fühlen, und ich hatte kein Vertrauen, daß dieser Glaube mir kommen würde.

„Père Rostaing aber wiederholte: „La grâce viendra.“ Woher kam ihm diese Ueberzeugung?

„Die Saison in Nizza nahte ihrem Ende, wir dach-

ten an Aufbruch. Meine Gesundheit war noch sehr schwach und ich fürchtete das Reisen. „Bleiben Sie bei uns zurück," sagte Père Rostaing; „indessen wird ein Entschluß in Ihnen reifen, und Sie lernen Vertrauen zu uns fassen." — Ich wandte ein, daß mir das nicht möglich sei. Meine Krankheit habe mir bedeutende Kosten verursacht, und trenne ich mich von meinen Reisegefährten, so schneide ich mir dadurch selbst das Mittel zur Rückkehr ab. — Und wo sollte ich überdem hier bleiben, fremd und leidend, wie ich war?

„Das sei meine Sorge," versetzte der Priester. „Glauben Sie sicher, daß ein Wort von mir hinreicht, Ihnen Thüren und Herzen zu öffnen. Unser Arm reicht weit. Stellen Sie sich unter unsern Schutz, und Sie sind beschützt. Wollen Sie in Nizza bleiben? Der Gouverneur wird Ihnen seinen Palast zur Wohnung anbieten, seine Equipage zu Ihrer Disposition stellen. Ziehen Sie es vor, mit Franzosen zu leben? Sie kennen Herrn und Frau v. S.; ich habe mit diesen schon von Ihnen gesprochen. Gehen Sie lieber nach Rom? Die Prinzessin B.... wird Sie bei sich aufnehmen."

„Ihre Anerbietungen sind verführerisch," sagte ich erstaunt. In meiner Lage sollte die Wahl hier nicht schwer sein. Was kann ich Ihnen aber dafür bieten, wenn Sie mir solchen Schutz gewähren?"

„Der Orden wird Beschäftigung für Sie finden.“

„Dann wird er auch meinen Uebertritt begehren müssen, und wie soll dieser ohne den Glauben für mich möglich sein?“

„La grâce viendra,“ versetzte der Priester noch einmal.“ Bei Gott ist nichts unmöglich. Sie vertrauen seiner Gnade.“

„Ich bat mir Bedenkzeit aus. Es war wie der Versucher in der Wüste. Hier lachte der Süden mit seinem ganzen Zauber, Frühlingslüfte umwehten mich mit ihrem wunderbaren Aroma von Veilchenduft und Jonquillen, der Orangenbaum hatte den Schnee seiner Blüthen entfaltet, und wohin das Auge blickte, gewahrte es einen Blumengarten der mannigfaltigsten Art. Hier mochte man träumen von vergangenen Zeiten, hier vergessen lernen. Hier war das dolce far' niente Leben eines Convalescenten ein Genuß und keine Pein. Paläste wurden mir geboten, Freunde reichten mir die Hand, und — dort im kalten Norden winkte nur — — das Mitleid! — Wer wird sich wundern, daß ich schwankte.“

Der Doktor schwieg und legte das Heft aus der Hand. Gustave hatte die Hände gefaltet und schaute gedankenvoll vor sich hin.

„Die Verfasserin dieses Tagebuches ist nicht glücklich,“ sagte die Baronin. „Sie gehört unter die Zahl Derjenigen, die für sich etwas sein wollen, die selbst bestimmt und selbst bestimmend ihren Weg wandeln, die den Schein nicht achten, weil sie ihr gutes Bewußtsein für sich haben. — Das ist gefährlich. Die Strafe folgt dem auf dem Fuße.“

„Ist das Ihr Ernst, gnädige Frau?“ fragte der Doktor verwundert.

„Mein völliger Ernst. Ich erkenne täglich mehr den Segen einer glücklichen Mittelmäßigkeit. Essen, Trinken, Schlafen, und nicht denken, wie viel schwere Stunden sind uns damit erspart. — Sehen Sie es nicht diesem Tagebuche an, daß die Unglückliche sich abmüht, den Zweck des Lebens da zu finden, wo er nicht zu finden ist, in der Metaphysik, in der Spekulation, in der Gymnastik des Verstandes. — Diesen Pfad verfolgen und zugleich Glück begehren, das ist unmöglich! — Die Frau braucht zu ihrem Leben den Glauben, denn sie braucht die Resignation. — Sie ist bestimmt, physisch viel zu leiden, und kann den Muth dazu nicht in sich finden, sie muß ihn über sich suchen; sonst unterliegt sie.“

Gustave fuhr zusammen, als wäre sie von einem Scorpion gestochen. Unwillkürlich legte sie die Hand auf das Herz. Die Tante sah, daß sie etwas gesagt

hatte, was sie unangenehm berührte. Sie brach davon ab und ging zu gleichgültigen Dingen über. — „Ich ginge doch gerne nach Nizza," bemerkte sie im Verlaufe des Gespräches. „Während hier der Schnee vor den Thüren liegt, prangen dort die goldenen Aepfel, lacht ein tiefblauer Himmel, glüht eine goldene Sonne. Das belebt den ganzen Menschen. Wir sagen der Reflexion Lebewohl, und werden Kinder der Gegenwart."

„Wenn wir vergessen können, was hinter uns liegt," sagte Gustave wehmüthig.

„Die Zeit thut Wunder, mein liebes Kind. Neue Eindrücke verdrängen die alten, was uns einst das höchste Glück bereitete, oder das größte Elend schien, das gehört uns endlich nicht mehr an, als wie eine Reproduktion der Kunst, die uns ein anderes Erlebtes zurückführt. — Ebenso mag es bei fernerer Fortdauer sein. Das Einst und Jetzt werden weit geschieden, wir blicken zurück und erkennen uns in dem Bilde selbst nicht mehr. Wir leben jetzt für die Zukunft, aus dem Knaben wird der Mann, aus dem Mädchen die Frau, wir bauen und bauen an dem Tempel unseres Ich, bis er hoch in die Wolken hinaufragt und mit seinen Spitzen die Grenzen der Ewigkeit berührt; es ist immer ein Vorwärts! Vorwärts! — An allen Thüren des Lebens steht es geschrieben, überall wo wir Einlaß begehren, winkt es nach dem Ausgange hin, wo wir mit Streben,

Hoffen, Wünschen empfangen werden; — überall heißt es Weiter! Weiter! Fortschritt ist Leben, Stillstand ist Tod, und die Minute, die uns ungenutzt verrann, die bringt uns keine Ewigkeit zurück."

Der Arzt lächelte. Die Baronin sah es. „Ich weiß, was Sie darüber denken," sagte sie. „Der Stoffwechsel ist Ihr Gott. Immerhin! Beten Sie ihn an. Behalten Sie Ihre Weltseele, deren Atom in Ihnen Verstecken spielt, und Sie zu einem Theile Ihrer Gottheit macht, das unter Ihrer Aufsicht, wohlgepflegt und wohlgenährt, gedeiht. Aber, wer ist hier der Verpflegende, und wer der Verpflegte? Wer der Sorgende, und wer der Leidende? Ueberall in der Natur ist das Ergänzende vorhanden, in Mann und Weib, in Materie und Geist, in Vernunft und Leidenschaft; — folglich müssen in Ihnen auch zwei Atome streiten, ein starker und ein schwacher, die sich beide ergänzen und auch bekämpfen, die Eines ohne das Andere nichts sind, und gemeinsam Das ausmachen, was wir Mensch nennen. Ist dem nicht so, mein Herr Ritter vom Stoffwechsel?"

Der Arzt lachte.

„Ich wage Ihnen nicht zu widersprechen, gnädigste Frau," sagte er, „denn von Ihrem Standpunkte aus haben Sie Recht."

„Und Sie von dem Ihrigen, wollen Sie sagen, und das ist das Secirmesser, das Ihnen gar nichts beweist.

Was als Liebe, Sehnsucht, Ahnung, Hoffnung durch Ihre Brust zieht, dem glauben Sie, und nicht der spitzigen Schneide in Ihrer Hand, das ist mein Rath."

"Gerne glaube ich dem und gerne folge ich ihm, wenn Sie mich leiten wollen," sagte er mit einem glühenden Blicke, der die in ihm brennende Sehnsucht aussprach.

"Das wäre die verkehrte Welt," erwiederte die Baronin lächelnd; "gegen die Gesetze der Natur dürfen wir nicht sündigen, und sie gebieten, daß das Schwache sich dem Starken unterwerfe, also die Frau dem Manne. In Ihrem Stoffwechsel muß einige Unordnung eingetreten sein, wenn er sich zu solchen Anforderungen herabläßt." — Der junge Mann erröthete und erhob sich verlegen. — Die Unterhaltung war mit unterdrückter Stimme geführt, Gustave hatte ihr daher nicht folgen können. Sie wunderte sich, als der Gast jetzt schon aufbrach. —

"Wenn ich darüber nachdenke," sagte sie, als er gegangen, "so scheint mir der Beruf des Arztes immer der, den ich, wäre ich ein Mann, für mich wählen würde. Wie wohlthätig kann er wirken! Wie Vielen ein Trost sein! — Seit ich krank bin, habe ich es so recht erfahren, mit welchem Vertrauen und mit welcher Hoffnung man auf seinen Arzt baut. Wenn er in das Zimmer tritt, so wird es uns schon leichter zu Muthe,

so lange er da ist, fühlt man seine Schmerzen nur halb und wenn er scheidet, so bleibt das Wort des Trostes, das er gesprochen, noch wie ein froher Nachhall in der Seele zurück. Es muß ein recht schönes Bewußtsein sein, täglich auf diese Art vielen Menschen wie eine sichtbare Gottheit nahe treten zu können."

„Kein Licht ohne Schatten, mein liebes Kind!" sagte die Tante lächelnd. „So auch hier. Was Du sagst ist alles richtig. Blos der Idee nach beurtheilt, ist der Beruf des Arztes das, was Du voraussetzest, die schönste menschliche Aufgabe. Aber, mache die praktische Nutzanwendung und — Dein Bild verliert seine Farben. Wer den Menschen wohlthuen will, findet stets heftigen Widerstand; denn um gesund zu sein und zu bleiben, gebraucht man die Vernunft, und diese will man nicht gerne anwenden. Das Vernünftigsein ist den Menschen unbehaglich, es stört sie. Ihre Schwäche, ihre Nachgiebigkeit gegen sich selbst ist ihnen unendlich bequem. Sie verlangen nur von ihrem Arzte, daß er ihnen helfe, und zwar gegen alle Gesetze der Natur. Sie wollen nicht aufgeben, was ihnen schadet, und wollen dabei doch gesund sein. Wenn ich mir selbst helfen soll, so brauche ich keinen Arzt, sagen sie. Willig verschlucken sie ganze Flaschen voll Medicin, in der Meinung, es werde sie heilen. — Heißt es aber, ein Mann dürfe nicht rauchen, oder der Kaffee schade ihm,

— denn gewöhnlich ist es irgend so ein Lieblingsgenuß, der nachtheilig wirkt; so kann er nicht davon lassen. — Wie soll da der Arzt helfen? — Es bleibt ihm endlich nichts übrig als zu sagen: Die Menschen wollen krank sein, so mögen sie es sein. Wer sich nicht rathen lassen will, dem ist auch nicht zu helfen. Sieh! das ist die praktische Seite der Sache, die der Theorie gerade entgegensteht. — Wie mancher junge Arzt, der sein Fach mit so schönem Wollen begann, und die Saiten so hoch spannte, mußte innerlich an diesen Erfahrungen zu Grunde gehen."

„Aber wie kommt es, daß die Menschen ihr eigenes Beste nicht wollen? — Ich begreife diese Blindheit nicht," sagte Gustave kopfschüttelnd.

„Sie sind ganz einfach zu bequem, um sich selbst zu bezwingen. Sie wollen sich gehen lassen. Es ist unglaublich, wie Wenige im Stande sind, ihrer besseren Einsicht nach zu handeln. Das Motto der neuen medicinischen Schule, die den Idealismus wieder wachrufen wollte, heißt: „Die Heilkunde verjüngt sich heut zu Tage durch Naturforschung und Volksvernunft, um dereinst eine neue, höhere Stellung zu dem gesammten Staatsleben einzunehmen." — Sie wird sich aber dann erst verjüngen, wenn der moralische Muth in den Menschen so weit erstarkt ist, um sich versagen zu können, was ihnen schädlich ist, und sich das zu gewähren, was

ihnen wohlthut. So weit sind wir aber noch lange nicht."

"Glaubst Du, daß ich auch nicht vernünftig sein könnte?" fragte Gustave überlegend. "Es scheint mir ganz undenkbar, sich selbst unglücklich zu machen, und das ist der Kranke doch stets."

"Es scheint Dir so, mein Kind. Wende den Fall auf das übrige Leben der Menschen an, und Du wirst sogleich bemerken, wie viel glücklicher Dieser und Jener sein könnte, wenn er die Mittel zum Zwecke nicht scheute. Den Frauen wird die Selbstüberwindung im Ganzen noch schwerer als den Männern, weil die Kraft des Willens mit der Kraft des Körpers vielfach zusammenhängt und ihre Organisation nicht auf große Entschließung angelegt ist. Sieh nur! wie sich das schon in kleinen Dingen ausspricht. In unserm Kreise sind allein drei Frauen, deren Ehe einzig darum unglücklich ist, weil sie sich nicht entschließen können, des Morgens zu einer bestimmten Stunde aufzustehen. Dieses Sichgehenlassen bringt den ganzen Haushalt in Unordnung. Es handelt sich vielleicht nur um eine einzige halbe Stunde; aber diese halbe Stunde ist hinreichend, ihnen die Liebe ihres Mannes und die Achtung ihrer Kinder zu entziehen. Die Kleinen sollen in die Schule gehen, sie sollen ihr Frühstück haben; die Mutter liegt im Bette, die Mägde sind nachlässig, der Vater fährt dazwischen, es ist nur

Unordnung und Gelärme im Hause, ein Wort giebt das andere, der Gatte schilt, die Frau schmollt und — sie stehen sich im Laufe der Zeit fast feindlich gegenüber. — Kleinigkeiten machen überall das Glück oder Unglück unseres Lebens aus. Wo es sich um das Große handelt, da sind wir gar schnell auf unserm Posten, da giebt es Eitelkeit, Ehrgeiz und viele andere Antriebe, um uns zu spornen, unsere Trägheit zu überwinden; die stillen Tugenden aber, die kleinen Thaten, die Niemand zählt, die Niemand bewundert, und die dennoch mit solcher Schwere in die Wage unseres Lebens fallen und überall den Ausschlag geben, die sind es, durch welche wir am Glücke Schiffbruch leiden; denn sie dulden keine Zeugen, sie finden keinen Lohn, als in dem eigenen befriedigten Selbstgefühl, in der eigenen Rechtfertigung."

„Dazu hat man aber doch sein Gewissen, die leise Stimme in der eigenen Brust, die so vernehmlich redet, wenn wir Unrecht thun."

„Es ist eine ganz eigene Sache mit diesem Gewissen, meine liebe Gustave; es scheint sich doch nur dann hörbar zu machen, wenn wir es gerade hören wollen, sonst müßte es unsere Langschläferinnen, unsere pflichtvergessenen Mütter aus dem Bette treiben. — Sie scheinen aber von keiner leisen Stimme in ihren süßen Morgenträumen gestört zu werden. — Ich glaube, man

macht einen Fehler in unserer Erziehung, indem man so viel von diesem Gewissen redet, das ein so ungewisses Ding ist, und dazu durch Reue geführt werden kann. Setzte man Selbstachtung an die Stelle, oder Selbstliebe, so glaube ich, würde sie dem Menschen weit mehr abgewinnen, und das bei den Frauen so starke Motiv der Eitelkeit würde dann mitwirken helfen. Wenn man ihnen einprägte, daß diese Selbstüberwindung nothwendig sei, um den Männern zu gefallen, so würden sie sich früh darin üben, und wir besäßen dann keine lässigen Mütter noch untüchtigen Hausfrauen mehr, die Familie würde wieder ein Hort des Glückes und Friedens, wo Söhne und Töchter im traulichen Vereine aufwüchsen. — Würde unser Frauengeschlecht dazu erzogen, Achtung zu verdienen, statt Bewunderung, so sähe es in unserer Häuslichkeit ganz anders aus!"

„Wäre denn nicht beim Religionsunterricht darauf hinzuwirken? Könnten die Mädchen dabei nicht gemahnt werden, daß es auch Pflichten für sie zu erfüllen giebt?"

„Der Prediger hat nur mit dem Glauben zu thun; die Schule mit dem Wissen, der moralische Werth bleibt unerzogen. Den Knaben erzieht das Leben; das Mädchen die Ehe. Da macht es sich denn freilich so, daß unter Hundert nur Eine ihr Examen besteht, und das ist zum Theil auch Schuld des Mannes. Er denkt nicht, daß er das Mädchen seiner Wahl erst zu ihrem Berufe

heranbilden soll, daß er sie leiten, führen, unterweisen, daß er der bildende Künstler ihres Lebens sein muß, wenn sie ihm auf seinem Pfade als Gefährtin zur Seite gehen soll. Er denkt, daß sich das so von selbst machen werde, aber von selbst macht es sich nicht. Von selbst macht sich überhaupt nur sehr wenig in der Welt. Ein schwaches Geschöpf, ohne Grundsätze, ohne Charakter, ohne ein Ideal, dem sie nachleben will, neben einen Mann gestellt, der sie herzt und küßt und dann ihrer Wege gehen läßt; was soll aus dieser mehr werden, als aus einem Baum, den keine Hand des Gärtners beschneidet? Es kommen Auswüchse hier und da, und die Blüthen setzen sich spärlich an. Es wird endlich ein mißgestalteter Baum. Das Resultat dieser Ehen sind die Kaffeegesellschaften der Frauen, wo sie an Kuchen vernaschen, was ihren Kindern an Braten zu gut kommen sollte, und das Kleinliche ihrer Existenz mit traurigem Behagen auskramen. Kein Land, außer Deutschland, kennt diese Versammlungen von Frauen. Das Naschen ist eine Schwäche, die sie mit mancher Arznei bezahlen müssen."

„Wenn ein Arzt ihnen darüber Vorstellungen machte, so dächte ich, müßten sie das lassen können."

„Sie hören ihn an und thun das Gegentheil. Die Wahrheit ist überhaupt die schlimmste Sprache in der Welt, und die, welche am wenigsten Beifall findet. Gab

man nicht Sokrates den Giftbecher dafür? Glaube nur, daß ein Arzt sehr bald seine Praxis einbüßen würde, wenn er darauf bestände, daß sein Patient vernünftig sei. Ihm bleibt nichts übrig, als zu sagen: Thun Sie, was Sie nicht lassen können. Ich wasche meine Hände in Unschuld und — sterben müssen wir doch einmal Alle und ich soll von meiner Praxis leben."

Gustave lachte. „Das ist wenigstens verständlich gesprochen. So weiß man doch, was man von seiner Unvernunft zu erwarten hat. Ich werde den Doctor bitten, mir einige Krankengeschichten zu erzählen, es muß sehr unterhaltend sein."

„Das ist es für Den, der gern psychologisch beobachtet. Bringe ihn nur auf das Thema, das macht ihn gleich beredt."

Zehntes Kapitel.

Gustave hatte sich heute zum ersten Male völlig angekleidet. Die dicken schwarzen Flechten waren über ihrer Stirn gekreuzt, die Kranken-Umhüllungen entfernt. — Das Auge ihrer Tante folgte ihr zärtlich, als sie jetzt durch das Zimmer schritt; doch hob ein Seufzer dabei ihre Brust. Sie konnte sich nicht verhehlen, daß ein rauher Wind den Blüthenstaub von dieser Blume verweht, daß sie nicht war, was sie gewesen, und es auch nie mehr sein würde. Das dunkele Auge lag tiefer in seinen Höhlen, als in früheren Tagen; aber nicht Krankheit allein hatte es versenkt. Der kleine Mund lächelte noch freundlich wie sonst, oft schelmisch sogar; aber dies Lächeln glitt nur über das Angesicht, einem Wetterleuchten gleich, es brachte keinen Sonnenschein und auch keinen Regen; spurlos verschwand es mit der Ursache, die es momentan hervorgerufen. —

Gustave suchte ihr Arbeitskästchen und setzte sich damit zu ihrer Tante. Sie wollte heute zum ersten Male die Nadel führen. Traulich rückte sie an ihre Seite.

„Wird es Dich nicht angreifen?“ fragte die Baronin Landgreen mit einem sorgenden Blicke und streichelte gedankenvoll ihren Scheitel, an dem ein Etwas ihre besondere Aufmerksamkeit zu fesseln schien. —

„Ich fühle mich heute wirklich so wohl, wie in meinen gesunden Tagen,“ sagte Gustave freundlich. —

„Wie gut, daß Du Dein schönes Haar behalten hast,“ bemerkte die Tante.

„Es geht sehr aus,“ erwiederte Gustave kleinlaut. „Es wäre vielleicht besser, es ganz abzuschneiden.“

„Warum?“

„Ich dachte nur!“

„Wir wollen den Arzt fragen. Es wächst nur so langsam.“

„Aber vielleicht doch hübscher.“

Damit war der Punkt berührt, den Beide nicht auszusprechen den Muth hatten.

„Du meinst wegen der Farbe?“ sagte die Tante gleichgültig. „Es ist da am Scheitel ein wenig verblichen. Wie kommt das nur? — Es mußte doch die Krankheit sein.“

„Ich glaube nicht. Ich sah es schon vorher.“

„So! — Aber nicht, bevor Du von mir abreistest?“

„Nein. Später.“

„Sonderbar! In Deinem Alter hat das freilich wenig zu bedeuten, die Natur leistet da noch so viel.“

„Meinst Du?“

„Das versteht sich.“

„Ich habe aber nie gehört, daß Marie Antoinette die Farbe ihrer Haare wieder bekam.“

„Ja, sie war auch älter. Und dann hatte die Angst es ihr in einer Nacht gebleicht.“

Gustave wurde purpurroth; aber sie sagte nichts. Der Tante entging das nicht; doch schwieg auch sie. —

„Ich möchte doch eigentlich gerne fragen, wie Du glaubst, daß sich meine Zukunft gestalten solle,“ fragte das Mädchen endlich mit leise zitternder Stimme.

„Daran zu denken würde Dich noch angreifen.“

„Wenn auch. Es wird mich aber zugleich auch beruhigen.“

„Ich habe in meinem Kopfe noch keinen Plan für Dich fertig, mein Kind. Es sollte Dir selbst überlassen bleiben, bei Deiner Genesung darüber zu bestimmen.“

„Ich bin so unerfahren, ich kenne von der Welt nur Dein Haus. Ich weiß auch keinen andern Ort, wohin ich gehen könnte.“

Sie führte emsiger ihre Nadel, um ihre innere Bewegung zu verbergen.

„Ich wünschte, Du dürftest nie einen andern Aufenthalt gekannt haben,“ versetzte die Tante ernst. „Aber das ist nun vorbei. Wir können das Geschehene nicht ändern.“

Gustave zitterte. —

„Wir müssen nun überlegen, was Du zunächst unternehmen sollst, wenn wir dieses Asyl verlassen. Ich bleibe Dein Schutz, bis Deine Gesundheit ganz hergestellt ist. Länger erlauben es meine Verhältnisse nicht, ich muß dann wieder in der Welt erscheinen und wage nicht, Dich dahin mit mir zu führen, weil man Dir vielleicht nicht gestattete, bei mir zu bleiben. Ist das nicht Deine Meinung auch?“

Gustave nickte nur stumm mit dem Kopfe.

„Es wäre wohl das Beste, wenn Du an einem Orte, wo man Dich nicht kennt, unter einem angenommenen Namen Deinen Aufenthalt nähmest. Was meinst Du dazu?“

„Das ist mir aus der Seele gesprochen. Rette mich, ach! rette mich nur vor....“ Sie konnte das Wort nicht aussprechen. Die Tante fuhr ruhig fort, als habe sie nichts gehört.

„Nun kommt es nur darauf an, ob Du die Kraft fühlst, irgend ein Talent in Dir auszubilden, daß es Dir zum Berufe werde, nicht allein, um Dein Leben damit auszufüllen, sondern auch, um Dir eine Existenz zu schaffen. Ich werde natürlich nach Kräften für Dich sorgen, so weit ich kann; ich bin aber auch sterblich und nach meinem Tode fällt Dir nur eine sehr kleine Summe

zu. Es ist also nicht sowohl für die Gegenwart, als auch für die Zukunft, daß wir sorgen müssen."

Gustave antwortete nicht gleich. Sie schien nachzudenken über das, was ihre Tante gesagt.

„Wäre es nicht am besten für mich, die Stelle einer Erzieherin in einer Familie zu suchen?" fragte sie dann.

„Wenn es Dir zusagt, mein Kind. Das Brod der Abhängigkeit schmeckt freilich niemals süß. Indessen! — Wir könnten es versuchen. Das wäre aber immer nur eine Zuflucht für jetzt, und Deine Zukunft damit noch nicht gesichert."

„Es giebt ja aber so viele Mädchen, die sich zu Erzieherinnen ausbilden und keine weiteren Lebenspläne machen."

„Freilich! — Aber ganz, ganz verborgen im Hintergrunde der Seele schlummert dann immer noch leise, leise Hoffnung, daß irgend ein Mann sich zu ihrem Versorger aufwerfen werde; sie sagen das nicht und denken es doch, und warten und warten, bis die Jahre kommen, von denen man sagen kann: sie gefallen uns nicht."

„Es ist doch recht schlimm, daß die Mädchen um ihren Unterhalt auf die Männer angewiesen sind."

„Es ist Naturgesetz. Wer sich von dem emancipirt, was die Natur vorschreibt, nimmt Schweres auf sich."

Gustave richtete rasch ihr dunkles Auge auf die Tante. „Sollte das ein Vorwurf sein?“ fragte sie sanft.

„Durchaus nicht, mein Kind!“ sagte diese freundlich und reichte ihr die Hand. „Es giebt Naturgesetze, denen die Frau sich unter Umständen nicht ohne Entwürdigung fügen kann; von diesen rede ich hier nicht. Daß der Mann, als der Stärkere, für sie arbeitet und das Geld verdient, während sie ihm sein Haus besorgt und seine Kinder erzieht, das ist billig und gerecht, und geht von selbst aus dem Verhältnisse hervor. — Ein Anderes ist es, ein eheliches Verhältniß nur darum eingehen, um bekleidet und ernährt zu werden. Für den Mann, den man liebt oder achtet, kann man schon ein kleines Joch auf sich nehmen; denn von einem solchen verdient man sich auch wiederum gerne Liebe und Achtung, und bei solchen Grundlagen werden alle Pflichten des Weibes schön und groß. Es ist ja die Gesinnung, die den Menschen adelt und seinem Schaffen allen Werth verleiht; und immer werden die Früchte es zeigen, wie der Baum geblüht hat.“

Gustave arbeitete sehr emsig weiter; aber eine hohe Gluth malte sich dabei auf ihren Wangen.

„Ich habe Deinen Brief gelesen,“ brachte sie nach einer kurzen Pause mit Anstrengung hervor; „er konnte mir aber nicht mehr nützen, denn es war schon zu spät.“

Die Tante erwiederte nichts. — Sie wußte, daß ein

Wort des Mitleids zu einem Ausbruch mühsam verhaltenen Gefühles führen würde, und daß es gefährlich sei, eine solche Gemüthsbewegung herauf zu beschwören. —

„Du kennst nun der Frauen Schicksal,“ sagte sie dann mit ruhigem Tone. „Du weißt nun, wie der große, schöne, heilige Beruf der Frau entwürdigt werden kann, und wirst ihn künftig in Solchen Deines Geschlechtes zu ehren verstehen, die ihn selbst ehren. Uns Beiden hatte das Schicksal die schöne Aufgabe nicht zugedacht.“

„Schön nennst Du die Aufgabe? — Ich verachte jetzt die Männer,“ sagte Gustave mit leise zitternder Stimme. —

„Ich konnte mir das denken.“

„Und thust Du es nicht auch?“

„Nein.“

„Du kennst sie besser als ich.“

„Ich dachte einst wie Du, mein Kind, und schwer war der Kampf in mir, als ich den Mann, den ich liebte, nicht mehr achten konnte. Wie bitter die Erfahrung ist, hast Du noch nicht kennen gelernt.“

„Und jetzt denkst Du anders?“ fragte Gustave, begierig auf die Antwort lauschend. —

„So wie meine persönliche Mißstimmung mehr in den Hintergrund trat, und die zunehmende Kränklichkeit meines Gatten ein Verhältniß bloßer Freundschaft unter

uns herstellte, konnte ich wieder gerecht sein, und dem Geschlechte im Einzelnen den sittlichen Ernst zugestehen, der den Menschen adelt und erhebt und würdig macht, das Meisterwerk der Schöpfung zu repräsentiren."

"Du magst Recht haben in dem, was Du sagst," versetzte Gustave, ohne den Blick zu erheben; "aber mein eigenes Gefühl sträubt sich gegen diese Erkenntniß. Der Mensch, ein Ebenbild der Gottheit — ist vor mir in den Staub gesunken, mir kommt das Leben jetzt so nichtig, so klein vor, daß es mir kaum der Mühe werth scheint, es zu leben. Ich mag mich selbst nicht leiden."

"Das wird sich geben, Du wirst Dich wieder finden, d. h. den bessern Theil Deines Selbst, Dein ideales Streben, Deine Sehnsucht nach sittlicher Veredlung. Laß diese Stimme nur erst in Deiner Brust wieder wach werden und Du nennst das Leben auf's Neue schön. — Was auf diese Art aus uns selbst hervorgeht, das ist Wahrheit, alles Andere ist Trug. Glaube an Dich selbst, folge dem inneren Drange Deiner Natur, das Gute zu lieben, das Böse zu hassen und alle Schlacken von Dir abzuwerfen, und Du wirst auch die Menschen wieder achten und lieben. — Was wir selbst sind, das suchen wir auch außer uns, und finden es auch. Die Sehnsucht nach dem Besseren war nicht vergebens in unser Herz gelegt." —

Hier unterbrach sie der Eintritt des Doctor Friedmann.

Da beide Damen von der Welt nur das erfuhren, was er für sie vermittelte, so war sein Erscheinen stets eine frohe Begebenheit. Gustavens Gesundheit erforderte seine Gegenwart fast nicht mehr, als Arzt konnte er entbehrt werden; als Freund um so weniger, und er versäumte daher nie, zu ihnen zu eilen, so oft er im Stande, sich am Abend frei zu machen. —

„Sie scheinen mir heute Beide sehr ernst gestimmt," sagte er, als er Platz genommen. „Vielleicht habe ich Sie in einer Unterhaltung unterbrochen, die Sie lieber fortgesetzt."

„Dann würde Ihre Gegenwart uns daran nicht verhindern, lieber Doctor," erwiederte die Baronin Landgreen; „denn wir kennen Sie genug, um überzeugt zu sein, daß Sie gerne auf Alles eingehen, was uns am Herzen liegt. — Es war die Rede davon, wie schwer es sei, daß ein Mädchen sich einen Beruf wähle, und von dem Ertrag ihrer Arbeit existire. Indem man der Sache nachdenkt, gewahrt man erst, wie wenig wir eigentlich leisten. Uns fehlt die Arbeitskraft, die Ausdauer, die, mit Fleiß gepaart, alle Schwierigkeiten besiegt; uns fehlt der Sinn für das Nützliche, für mechanische Fertigkeit, für die Fortschritte der Industrie. Wir lieben das Schöne und darum auch die schönen

Künste, wir sind Sängerinnen, Tänzerinnen, gehen auf das Theater, schreiben Romane und dichten; aber wir componiren nicht, weil wir die Theorie der Musik ungerne studiren; wir malen nicht, weil wir keine gründliche Zeichnenmeisterinnen sind. Eine liebenswürdige Oberflächlichkeit wird wohl immer unser Loos bleiben."

"Sie sind ein wenig zu strenge, gnädige Frau!" versetzte lächelnd der Arzt. "Die Frauen können sehr viel leisten, wenn ein Motiv sie mächtig bewegt, dazu giebt es Belege aus der Geschichte. Man unterrichtet sie nur nicht, wie man sie unterrichten sollte, man geht dabei nicht auf ihre Individualität ein, man nimmt zu wenig Rücksicht darauf, wozu sie befähigt sind und wozu nicht. Es herrscht eine allgemeine Norm dessen, was ein Mädchen, um wohlerzogen zu sein, erlernen muß, und über diese geht man nicht hinaus. Hätte ein Mädchen z. B. die Neigung, Uhren zu machen, — und dazu sind die feinen Hände der Frauen ganz geschickt, — so würden ihre Eltern ihr darum entgegen treten; wollte sie Körbe flechten, Bücher binden, Gärtnerei treiben, so würde sie damit verlacht und als verkehrt verschrieen. Talent und Neigung gelten nichts bei einer Frau; sie muß werden, was die Gesellschaft gut heißt, nicht, was ihr selbst gefällt. Dadurch werden sie zu Automaten. Was der gute Ton erfordert, das ist ihr Gesetz. Eine Jede hütet sich, gegen das Herge-

brachte zu verstoßen, und anders zu denken, zu empfinden, zu reden und zu handeln, wie der große Kreis ihrer Mitschwestern. Eine eigenthümliche Ansicht, ein selbstständiges Urtheil sind verpönte Grundsätze, Charaktere, humane Interessen nennt man Emancipation bei ihnen. Gerade ein Arzt kann darüber am Besten urtheilen, weil er so vielfach mit ihnen verkehrt.“

„Sie behandeln wohl nicht gerne Frauen?“ fragte Gustave.

„Warum nicht?“ sagte Doktor Friedmann lachend. „Sie sind meine beste Praxis. Wenn die Frauen nicht wären, dann stände es schlimm um uns armen Aerzte; denn diesen fehlt zum Glücke immer etwas. — Jetzt um die Weihnachtszeit arbeiten sie uns recht in die Hände, durch die vielen Süßigkeiten, an denen sie sich mit ihren Familien krank essen. Daran haben wir den ganzen Januar zu curiren.“

„Sie scherzen!“ rief Gustave lachend. „Sie würden sich schämen, Ihnen zu gestehen, daß sie sich krank gegessen.“

„Das werden sie gewiß nicht thun, wohin denken Sie? So wahrheitsliebend ist keine Frau, daß sie nachtheilig von sich spräche. Ich glaube, die Welt würde eher untergehen, als daß ein solches Geständniß über die schönen Lippen käme.“

„Woher erfahren Sie denn aber die Ursache ihres

Uebelbefindens? Klagen Sie sie ohne Weiteres solcher Sünden an?"

"Behüte! Das wäre eine Beleidigung, die nie Verzeihung fände. Nein. — Ich sage nur ganz oben hin, daß wahrscheinlich Kuchen die Ursache ihres Uebels, und stimme ihr darin bei: daß ihre zart organisirte Constitution die süße Speise nicht vertrage. Wir kommen dann überein, daß sie nichts dergleichen genießen wolle; ich weiß aber schon, daß sie das nicht hält. So scheiden wir endlich mit den besten Versprechungen von beiden Seiten als die allerbesten Freunde."

„Dadurch wird aber nichts gewonnen," versetzte Gustave, die der Unterhaltung mit großem Antheil folgte. "Wenn sie immer wieder sündigt, so wird sie immer wieder krank."

"Das versteht sich. Was sollte denn auch sonst aus meiner Praxis werden?"

"Ich wäre nicht im Stande, solchen selbstverschuldeten Leiden so viele Theilnahme zu schenken."

"Das glaube ich gerne. Wer das aber nicht will, der darf nicht Arzt sein. — Dies sind doch wenigstens noch positive Uebel, die sich heben lassen. Wie viele sind dagegen eingebildet krank, lassen mich nur zu ihrer Unterhaltung rufen, wollen durch meinen Zuspruch ermuthigt werden, in das Theater zu gehen, oder ein Conzert zu besuchen; wollen von mir dieser Anstrengung

wegen gelobt sein, ich soll es bewundern, daß sie, statt zu Hause, in einem öffentlichen Orte gähnen. Diese Kranken schicke ich jedes Jahr in ein anderes Bad, oder auch auf Reisen, weil ich einer solchen kleinen Erholung im Umgange mit ihnen bedarf. Ohne Unterbrechung ertrüge man den Verkehr nicht."

"Es muß entsetzlich sein, nur von Müssiggang zu leben," sagte Gustave sinnend. "Ich wundere mich nicht, daß es krank macht. Mich würde es tödten."

"Weil Sie sich dazu zwingen müßten; Jenen aber ist es Natur. Wie es active und passive Zeitwörter giebt, so giebt es auch beide Arten von Menschen. — Der activen Race gehört die Welt, denn sie erobert sie sich; die passive verschwindet von der Erde. Der Energie und dem Willen ist Alles möglich; er versetzt wirklich Berge. Die passiven Naturen legen die Hände in den Schooß und lassen den lieben Gott sorgen. Sie sind die femmes incomprises, die nur von Anbetung leben, ihnen gegenüber hat der Arzt eine sehr schwere Rolle; denn sie verlangen, daß er vor dem Räthsel ihrer zart organisirten Natur das Knie beuge. Solche Frauen sind Ihnen zu wenig sympathisch, als daß Sie sich gleich in sie hinein denken könnten. Man muß sie genau kennen, um sie zu verstehen und . . . . zu bedauern; denn sie können nicht anders sein, als wie sie sind."

"Sie entschuldigen sie?" fragte Gustave verwundert.

„Sie würden anders sein, wenn sie anders organisirt wären. Man muß die Natur anklagen, nicht sie. — Es giebt übrigens auch Männer genug, die gerade so sind.“

„Wirklich? Und Erziehung und Stoffwechsel schaffen hier keine Aenderung?“

Der Arzt lächelte.

„Sie sprechen, als wären Sie vom Fache,“ sagte er scherzend. „Ich glaube nicht, daß man hier pädagogisch oder diätetisch viel ändern würde. Sie müßten geradezu neu geboren werden. Sind sie einmal da, dann ist es zu spät. Es ließe sich noch viel für die Menschen thun,“ wandte er sich gegen die Baronin, „wenn sie selbst ihr Bestes wollten. So lange sie aber Kinder des Augenblicks sind, und nicht bewußt eine Verantwortlichkeit übernehmen, die so weit reicht, wie das Schicksal der Welt; — so lange dürfen wir auf kein verschönertes Menschengeschlecht bauen.“

„Wir sind ganz abgekommen von dem eigentlichen Gegenstand unserer Unterhaltung,“ sagte die Baronin, der die Wendung, die das Gespräch nahm, nicht lieb war. „Wir fragten Sie um Ihren Rath in Bezug auf den Beruf, dem Gustave sich widmen sollte.“

„Ich stimme für das Fach der Erziehung,“ erwiederte er. „Die Frau ist von der Natur dazu berufen und bleibt damit auf ihrem Felde. —

Elftes Kapitel.

Am heiligen Abend deckte der Schnee die Erde wie mit einem Tuche. Aus den Essen stieg der Rauch wie eine Säule in den reinen Aether empor, der Abendstern stand golden am Himmel, und über dem Eichenwald ging purpurroth der Mond auf. In der ganzen Natur war es so still, als feiere sie von schwerer Arbeit. Kein Wanderer war nah und ferne sichtbar, die Kälte hielt Jeden daheim, und selbst die Hunde suchten eine Zuflucht im Stalle.

Im Schlosse waren alle Fenster dunkel. Unten im Wohngemache befand sich Ludolf hinter wohlverschlossenen Läden, und legte eine Patience. Neben ihm saß sein getreuer Wenzel, und an der andern Seite des Tisches hatte Frau von Lechzen Platz genommen und strickte eifrig. Unfern des Ofens saß ihr Gatte mit ein paar Herren in eine Tabakswolke gehüllt, aus der sie kaum sichtbar waren. Der Justizrath Werther war unter diesen und unterhielt sie durch interessante Criminalgeschichten, denen auch Ludolf mitunter ein Ohr lieh. Um

ihn zu necken, drohte man ihm, daß die Rede davon sei, ihn als Zeugen aufzurufen. „Ich komme nicht!“ schrie er entsetzt und warf alle Karten durcheinander. „Sie können machen was Sie wollen, ich komme nicht.“ Die Herren lachten und redeten ihm zu, worauf er nur noch eifriger dagegen demonstrirte. Endlich ertönte ein Glöcklein, bei dessen Schellen alle Stimmen schwiegen, die anstoßenden Flügelthüren öffneten sich, und die volle Lichterpracht des Weihnachtsbaumes strahlte ihnen aus dem angrenzenden Zimmer entgegen. Ludolf klatschte vor Vergnügen in die Hände und war der Erste, der über die Schwelle schritt, um nach den Geschenken zu spähen.

Alle waren heute bedacht. Der Justizrath Werther fand einen Korb mit Wildpret, der Doktor Redlich seinen Jahrgehalt in einem eleganten Schreibzeug, Herr von Lechzen ein Fäßchen mit Austern, und Ludolf selbst eine Menge Spielereien, die ihm ein wahres Entzücken verursachten.

Frau Peters hatte die Thränen in den Augen vor Befriedigung über ihre vortreffliche Anordnung. Sie rief Anna Wohlgemuth herbei und führte sie an einen kleinen Nebentisch, wo sie ihre Geschenke finden sollte. Herr von Lechzen bemerkte es und nahte sich verstohlen, um ein Päckchen unter die Sachen gleiten zu lassen. Dem Auge seiner Frau entging das nicht, und ihr

strenger Blick strafte ihn dafür. Scheu sah er weg, wie ein Dieb, den man auf der That ertappt.

Als man mit Besichtigung der gegenseitigen Geschenke fertig war, wurde die Thüre aufgerissen, und mit dem Worte Hulklapp flog eine große Strohpuppe in das Zimmer. Ludolf schaukelte sich vor Vergnügen auf seinem Stuhle und drückte durch allerlei Grimassen seine Befriedigung aus. Der Justizrath schlug vor, die Puppe zu seciren, und forderte den jungen Herrn vom Hause auf, dies Amt zu übernehmen. Etwas verlegen, aber mit vor Vergnügen glühenden Wangen übernahm Ludolf das Geschäft. Die Strohdame wurde auf den Tisch gelegt, Ludolf mit einer großen Scheere bewaffnet, und alle Anwesende reihten sich um ihn, der Entkleidung beizuwohnen. An Späßen fehlte es dabei nicht, die das Ohr fein fühlender Stadtdamen beleidigt hätten.

Die Puppe war nicht leicht bekleidet. Sie hatte winterliche Umhüllungen an, in die sie wie eingeschichtet war. Ludolf fand die Arbeit höchst beschwerlich und sah seinen Freund Wenzel ungeduldig an. Dieser verstand den Blick, und um ihm zu Hülfe zu kommen, sagte er:

„Eigentlich wäre das Seciren dieser Jungfrau doch ein Geschäft des Arztes gewesen!“

„Das ist auch wahr, mein lieber Wenzel!“ schrie Ludolf vergnügt, und reichte dem Doktor Redlich die

Scheere hin. „Kommen Sie! Doktorchen. Schneiden Sie der Jungfrau das Herz aus dem Leibe.“

„Wenn sich die Damen nicht daran stoßen wollen,“ sagte der Arzt lachend, „so will ich diesen Leichnam vor ihren Augen kunstgerecht zerstückeln zum Vortheil der Wissenschaft.“ Mit ein paar raschen Schnitten hatte er zugleich ihr Inneres aufgelegt, und wühlte mit kecker Hand darin herum, um verschiedene Gegenstände, Atrappen, die Herz, Lunge, Leber vorstellten, an das Licht zu fördern. Ludolf fand für sich selbst ein kleines Brod, das, als er es öffnete, ein Wickelkind von Zucker enthielt. Er wurde höchst verlegen, als er es sah, und versteckte es. Herr von Lechzen zog es wieder hervor, und flüsterte ihm etwas in das Ohr, das Ludolf nicht ungerne zu hören schien. Beide sahen dabei zu Anna Wohlgemuth hinüber, die eben den Inhalt ihrer Atrappe prüfte. Sie fand eine kleine goldene Damenuhr darin, bei deren Anblick ein Strahl von Freude ihre Züge erhellte. Gleich aber nahmen sie wieder den gewöhnlich düster traurigen Ausdruck an, und kein Wort des Dankes oder der Befriedigung fand seinen Weg über ihre Lippen.

Frau von Lechzen äußerte eben so wenig Freude über das ihr Beschiedene. Gleichgültig legte sie die Sachen hin, nachdem sie sie gemustert, und ein tiefer Seufzer entstieg dabei ihrer Brust. Sie dachte an ihr

einziges Kind und wo das heute weilen möchte. Eine Mutter findet in dem Bezug nie einen Ersatz. Je munterer die Gesellschaft wurde, je trauriger wurde Frau von Lechzen. Sie sann dem Vergangenen nach und fragte sich: ob sie dennoch nicht habe ändern können, was geschehen. Wie oft hatte sie sich diese Frage schon vorgelegt und sie mit Nein beantwortet, und dennoch nie Befriedigung bei diesem Nein gefunden. Es mußte wohl ein leises, leises Stimmchen in ihrer Brust ihr zuflüstern, daß es mit diesem „nicht ändern können" nicht so ganz ernstlich gemeint gewesen. Dem ernsten Willen ist gar Vieles möglich, und um sich ihr Kind zu erhalten, hätte sie Alles gewagt. Sie ließ geschehen, was geschah; weil sie die Folgen nicht vorhersah.

Eine Bowle Punsch wurde indessen aufgetragen und der Schulmeister Wenzel stimmte ein Trinklied an, in das die Uebrigen bald mit einfielen. Diese laute Lustigkeit that ihrem Herzen so weh, daß sie das Zimmer verlassen mußte. Aber auch aus der Ferne folgten die muntern Stimmen ihr nach und hielten sie wach, bis lange über die Mitternacht hinaus.

Am folgenden Morgen war Niemand früh auf dem Platze. Die Kirchenglocken läuteten schon, bevor die Herren sich zum Frühstück versammelten. Frau von Lechzen erschien mit verweinten Augen. So einsam

hatte sie sich noch nie gefühlt, eine solche Sehnsucht nach ihrem Kinde hatte sie nie zuvor gemartert.

Unten auf dem Flur begegnete ihr Ludolf, der eben in die Kirche fahren wollte. — Er forderte sie auf, ihn zu begleiten, und mit ihm das heilige Abendmal zu nehmen. Am Tage der Geburt des Herrn wollte er sich von allen Sünden rein waschen lassen.

Als sie durch das Dorf kamen, grüßten alle Kinder sie vergnügt. Der Eine hatte eine Trommel, der Andere eine Pfeife, die Mädchen ein buntes Band. — Das glückliche Alter schafft sich so leicht seinen Himmel, und saugt, wie die Biene, aus kleinen Blumen Honig.

Auch in der Kirche sah man viele heitere Gesichter; denn Jeder hatte heute ein Stück Fleisch im Topfe, oder irgend ein beliebtes Festessen, das man in Ruhe zu verzehren gedachte. Und wer die Anstrengung körperlicher Arbeit kennt, kennt den Genuß, der in der Erholung davon liegt.

Der Prediger sprach sehr erbaulich von der Güte Gottes, die seinen Sohn zur Sühnung menschlicher Sünden geopfert, und Vieler Augen wurden dabei naß. Er ermahnte zu Eintracht und Liebe und gegenseitiger Hülfeleistung, und bat sie, eingedenk zu sein, daß sie Alle Kinder des einen großen Vaters im Himmel. Ludolf dachte an seine Eltern, die ihn so lieb gehabt, und nun schon lange dort oben wohnten. Er wurde sehr

weich gestimmt und reichte Frau von Lechzen die Hand, ihr zuflüsternd: daß er sie gar nicht mehr fürchte und immer freundlich gegen sie sein werde; wenn die Gustave nicht wieder komme, so wolle er ihr Sohn sein. — Sie sah ihn traurig an. — Er war ihr kein Ersatz für ihr schönes Kind.

Sie kehrten zu Fuß zurück. Auf dem Schloßhof kam ihnen der Justizrath entgegen. — Frau von Lechzen bat ihn ihr zu folgen, sie wünsche eine Unterredung unter vier Augen. Er sah sie verwundert an, willfahrte ihr jedoch. Als die Thüre sich hinter ihnen geschlossen, winkte sie ihn neben sich auf ein Sopha und erklärte ihm: daß sie gewilligt sei, sich von ihrem Gatten zu trennen. „Sie scherzen!" versetzte er erstaunt. „Welche Veranlassung hat er Ihnen zu dem Wunsche gegeben?"

„Er hat mir mein Kind genommen," versetzte sie bitter. „Er bringe mir meine Gustave zurück, oder unser Verhältniß löse sich."

Der Justizrath sah ihre aufgeregte Stimmung und suchte sie zu beruhigen. — „Es ist am Ende noch ein Glück für Ihre Tochter, nicht hier zu sein," sagte er; „denn da es scheint, als ob eine unwiderstehliche Abneigung sie von Ludolf entferne, so würde sie auch jetzt seine Nähe vielleicht nicht ertragen, und schiede sie sich

gesetzlich von ihm, so gingen Sie aller Vortheile der Erbschaft verlustig."

„Möge das sein!" versetzte sie wegwerfend. „Was gilt mir aller Reichthum, wenn ich ihn mit meinem Kinde bezahlen soll? Tag und Nacht verläßt mich der Gedanke nicht, was aus ihr geworden, wie sie einsam, hülflos, verlassen umherirre und — ihrer Mutter fluche. Die Verwünschungen seines einzigen Kindes verdienen, Herr Justizrath, wissen Sie, was das sagen will?" —

„Sie malen sich die Sache zu schwarz aus, gnädige Frau. Gustave wußte, daß Sie nichts ändern konnten, sie wird Ihnen nicht gram sein. Und was ihre Lage betrifft, so darf man annehmen, daß sich dieselbe lange auf irgend eine Weise gestaltet, daß sie ruhig und sicher lebe, und froh sei, von uns nicht entdeckt zu werden. Wir dürfen nicht bezweifeln, daß Frau von Landgreen um ihren Aufenthalt wisse und für sie sorge."

„Und ich, ihre Mutter, soll nicht für sie sorgen? — Ich sage Ihnen, ich will mein Kind zurück haben. Es wird mich wahnsinnig machen, wenn ich hier so fortleben soll, wo ich täglich, stündlich an sie erinnert werde, wo Alles mich mahnt an den elenden Preis, um den ich sie hingegeben. Ich will lieber betteln, als meinen Unterhalt länger mit dem Herzblut meines Kindes erkaufen."

„Geschehenes läßt sich nicht ändern," sagte der Justiz-

rath kalt. „Damals war es auch mein Wunsch, daß ihr ein anderes Loos beschieden werde, und ich that was ich konnte, Herrn von Lechzen davon abzuhalten. Jetzt ist sie Ludolfs Gattin vor dem Gesetze, und nur so lange sie verschollen bleibt, ist sie frei. Setzen Sie darum Ihren Egoismus bei Seite, und gönnen Sie Ihrer Tochter ihr Exil. So lange Sie ihr kein besseres Loos zu bieten haben, als das ist, welches ihrer hier wartet, rufen Sie sie ja nicht zu sich. Es wäre wenigstens kein Act, der große Mutterliebe verriethe."

„Wenn ich nur wenigstens wüßte, wo sie ist, damit ich sie mit meinen Gedanken aufsuchen könnte," sagte Frau von Lechzen, niedergeschlagen durch die Wahrheit seiner Worte. „Wenn ich nur einen Beweis hätte, daß sie auch wirklich noch lebt! — Ach! Herr Justizrath, ich sehe wohl ein, daß Sie Recht haben, daß mein Verlangen nach meinem Kinde nicht uneigennützig ist; aber Sie können sich auch nicht denken, wie eine Mutter fühlt. Man möchte zu Stunden um jeden Preis sein Kind an das Herz drücken; besonders, wenn man, wie ich, sonst nichts auf der Welt hat, woran man hängt."

„Dann bekämpfen Sie diese Sehnsucht aus Liebe zu Ihrer Tochter," erwiederte er ernst. „Es ist der schönste Beweis Ihrer Zuneigung, den Sie ihr geben können, wenn Sie sie lassen, wo sie ist."

„Sie sprechen, als wäre Ihnen ihr Aufenthalt bekannt?“

„Das ist nicht der Fall; auch wünsche ich ihn nicht zu kennen, um ihn Herrn von Lechzen nicht verrathen zu müssen.“

„Es scheint ihm wenig an seiner Tochter zu liegen; er denkt nur an Anna Wohlgemuth.“

„Sie irren. Er läßt nicht ab, ihre Spur zu entdecken. Seine Ruhe ist nur Schein, um Ludolf zu beruhigen, dem übelwollende Freunde den Rath an die Hand geben könnten, sich ganz von ihr zu trennen und eine andere Ehe zu schließen. Daß er dem vorbeugen will, ist natürlich. Anna Wohlgemuth steht ihm darin bei. Ich will ihr nicht das Wort reden, glauben Sie das ja nicht; doch ist sie mehr zu beklagen, als zu tadeln. Sie ist sehr unglücklich. Wer sich leichtsinnig in Gefahr begiebt, kommt darin um; so ist es ihr ergangen. Sie wußte nicht, wohin sie ihr Weg führte; und als ich ihr zu Hülfe kommen und sie von hier entfernen wollte, da war es bereits zu spät. Sein Sie nicht zu hart gegen sie. Sie leidet ohnehin schon genug. Ich muß ihr sogar oft Muth einsprechen, damit sie mir nicht ihr eigenes Leben angreife.“

„Das Unglück wäre so groß nicht,“ sagte Frau von Lechzen mit der ganzen Strenge einer beleidigten Gattin.

„Richtet nicht, so werdet ihr nicht gerichtet,“ erwie-

derte der Justizrath. „Und Sie haben am Ende noch große Ursache, ihr erkenntlich zu sein.“

„Ich?“ sagte Frau von Lechzen und maß ihn mit ungemischtem Erstaunen.

„Sie. Denn es wäre Anna Wohlgemuth ein Kleines, Frau von Hottenrott auf Löwenstein zu werden, das kann ich Ihnen versichern, und in ihrer Lage muß man es wahrlich bewundern, daß sie es verschmäht, diese Stellung zu begehren. Ueberlegen Sie einmal, wie Sie sich dabei befinden würden, wenn Jene hier die Gebieterin würde?“

Frau von Lechzen sah nachdenkend vor sich hin. Sie fühlte, daß sie das nicht ertragen könnte.

„Sie müssen aber doch zugestehen, daß meine Stellung auch so, wie sie ist, eine fortwährende Demüthigung mit sich bringt,“ erwiederte sie milder. „Niemand achtet meiner, Niemand hört auf mich. Lebten wir auf unserm Gute, so hätte ich wenigstens die Rechte einer Hausfrau und Gebieterin, während ich hier eine Wirthschafterin über mich gestellt sehe. Ich begreife nicht, warum wir hier bleiben müssen.“

„Herr von Lechzen kann sich nicht von Ludolf entfernen, gnädige Frau, ohne Gefahr zu laufen, alle errungenen Vortheile einzubüßen. Ein so schwacher Mensch ist jedem Einflusse zugänglich. Glauben Sie es nur, daß auch er diese Sklavenkette fühlt, die er sich

geschmiedet; denn Sie wissen, wie unruhig er ist, wie ungern er lange an einem Orte verweilt. Er bringt das Opfer, weil er es bringen muß, und Sie müssen sich gleichfalls darin ergeben."

Er empfahl sich.

Frau von Lechzen blieb sinnend zurück. Sie erkannte seufzend, wie Recht er hatte und wie unnütz es sei, mit dem Kopfe gegen die Wand zu rennen; aber die Einsicht machte sie weder weiser noch glücklicher, und im Momente der Leidenschaft trieb sie nach wie vor alles auf die Spitze, und kannte kein Vergeben und Vergessen. So wird der Mensch der Schmied des eigenen Schicksals, er mag sich dagegen sträuben, wie er will, denn von sich selbst läßt Niemand.

Zwölftes Kapitel.

Die Baronin Landgreen stand am Fenster und hauchte auf die mit Eis überzogenen Scheiben, deren weiße Blumenwindungen sich so schnell wieder erzeugten, wie sie ihr Mund vernichtet. Es war ein Spiel, das den Gang ihrer Gedanken unterhielt, die heute eine besonders ernste Richtung nahmen. Ein Fest führt den Menschen, der es in keinem eigenen Familienkreise begeht, immer mehr auf sich selbst zurück, er schließt in solchen Tagen gleichsam auf's Neue mit seinem Leben ab, erwägt, was ihn bestimmt, seine Verhältnisse so zu gestalten, und in wie weit er dankbar zu sein Ursache habe, daß Alles sich so gefügt, wie es ist, oder um Resignation bitten müsse, das Unabänderliche zu ertragen. — Einer Frau wird in solchen Tagen immer der Mangel eigener Kinder auf das Herz fallen und die Frage hervorrufen, ob die Lücke, die dadurch in ihrem Leben entstanden, genügend ausgefüllt sei. Die Baronin konnte hierauf mit keinem Ja antworten. Sie fühlte es klar, daß in dem Momente, wo sie aufhöre, durch ihre Persönlichkeit auf An-

dere zu wirken, das Fortleben in ihrem Kinde dieselbe Wechselwirkung in ihrer Beziehung zu den Menschen mittelbar für sie erzeuge, die ihrer Jugend Reiz verliehen, und sie erkannte, daß es schwer sei, nicht naturgemäß zu leben, ohne die strafenden Folgen zu fühlen. — Sie wandte dasselbe Verhältniß nun auf Gustave und ihre Zukunft an, und seufzte darüber, deren ganzes Leben verfehlt zu sehen, nicht weil sie nur Glück für die Frau in ihrer Bestimmung als Mutter sah, sondern der spätern Lebensjahre halber, wenn alle Träume ausgeträumt, wenn der Zweck aller Existenz in dem Fortleben der künftigen Generation beruht, daß sie alsdann ein einsam stehender Baum sein würde, der keine Früchte reife, nachdem ihn mancher Sturm geschüttelt, den keine Hand begieße, wenn die glühende Sonne seine Zweige verdorre. Der Mann hat seine That, die Frucht seines Ehrgeizes; die Frau hat nnr ihr Kind an das Herz zu drücken. — Doch ließ sich hier nichts ändern. —

Sie wollte die Feiertage noch hier zubringen und dann mit Gustaven abreisen. Die Jungfer packte schon im Zimmer neben an. Sie war lange in ihrem Dienste, hatte sie zu manchem Balle geschmückt, hatte sie im Brautschmuck in der Erfüllung ihrer schönsten Wünsche, von Glück strahlend, gesehen, und der jungen Gattin heimliche Thränen in ihrer Enttäuschung oftmals mit einem Trostworte beschwichtigt; — ihr also konnte sie

ihre Absicht vertrauen und sie heimlich in die Stadt senden, für sie zu besorgen, was noch zu einer weiteren Reise nothwendig war.

Gustave half indessen den Weihnachtsbaum zieren, den die Frau des Direktors der Anstalt am Abend für ihre Kranken anzündete. Es waren zum Theil große Kinder, die hier wie kleine Leute jubeln, und wie sie beschenkt werden sollten. Der Doktor Friedmann hatte ihr gestattet, diesem Feste beizuwohnen. — Sie freute sich darauf; denn sie dachte, daß Denen, die getrennt von ihrer Familie und von allen Freunden hier weilten, ein solcher Baum mit seinen hundert Lichtern Erinnerungen wachrufen würde, die, wie Boten einer fernen glücklichen Zeit, Frieden und Freude in das Herz brächten. Sie freute sich schon im Voraus ihrer Ueberraschung. — Als es dämmerte und alle Läden geschlossen, kleideten die Baronin und ihre Nichte sich wie zu einer Gesellschaft an und stiegen in das gemeinschaftliche Wohnzimmer hinab, das neben dem Speisesaale lag, wo der Baum prangen sollte. Bei ihrem Eintritte fanden sie den größeren Theil ihrer Hausgenossen versammelt, alle in Gesellschaftstoilette. Die Damen grüßten und redeten mit Einigen der Anwesenden, die ihnen schon bekannt waren. — Einige Herren ließen sich vorstellen; man meinte, in einem Salon zu sein. Einem Fremden hätte hier nichts verrathen, wo er sei. Die Baronin warf

einen Blick auf die ganze Versammlung. Schein und Sein, dachte sie; wie täuschen Diese das menschliche Auge. Gustave erregte große Bewunderung unter den Herren. Sie trug ein klares, weißes Kleid, das bis an das Kinn reichte, und ihre zarten Formen duftig umhüllte. Der Zug des Leidens, der sich ihrem Gesichte aufgeprägt, war verdrängt durch die Aufregung des Augenblickes, die ihre Wangen mit einem zarten Roth überhauchte. Sie sah ungemein lieblich aus, und in ihrem Wunsche, sich freundlich zu erweisen, und den Anwesenden den Abend zu erheitern, verschönerte sie sich noch. Ihrer Tante Auge folgte ihr mit wehmuthsvoller Freude. Sie dachte an den bittern Kelch, den dies junge Leben schon geleert. — Wen ahnte das? Auch hier war Schein und Sein so ganz verschieden. —

Jetzt tönte ein Glöcklein; weit flogen die Thüren auf, und die großen Kinder standen mit einem Ach! dem Lichter strahlenden Baume gegenüber. — Eine Minute lang verstummte dann Jeder, den ersten Eindruck an sich vorübergehen zu lassen; dann schritten Einige vor, um näher noch zu sehen, Andere traten zurück und noch Andere flohen in eine Ecke und verbargen sich dort. Die Baronin sah dem mit stillem Interesse zu; sie machte hier Studien an verfehlten menschlichen Existenzen. Gustave eilte umher, war bald bei Diesem, und bald bei Jenem, ermunternd, tröstend, begütigend. Sie hatte

nur Freude erwartet und fand nun so viel Schmerz. Dort lag ein junges Mädchen auf den Knien und betete; hier schluchzte eine Frau, weil sie am vorigen Christabend noch ein Kind besessen, das beim Anblicke der Lichter seine Händchen erhoben und Mama gerufen; — wieder eine Andere rang die Hände nach dem Geliebten, den das Grab verschlungen. Alle ließen sich hier in ihrer Eigenthümlichkeit gehen, sie gaben sich wahr, und gaben dennoch Trug. Ein eigenes Grauen überschlich die Baronin; — ihr schien es fast, als wisse sie nicht mehr, was Wahrheit sei. — „Ich bin die heilige Genoveva,“ sagte jetzt ein Mädchen neben ihr und verneigte sich dabei tief mit anmuthsvoller Geberde. „Es steht mir freilich auf der Stirne geschrieben, aber Fremde lesen das nicht gleich, darum sage ich es Ihnen. Wir werden nachher noch tanzen, und ich möchte wohl wissen, ob sich das für mich schickt, oder ob meine Heiligkeit darunter leidet?“ Die Baronin beruhigte sie darüber.

„Da Ihre Freundin, die Jungfrau Maria, tanzen wird, so können Sie sich auch in diese Weltfreuden mischen,“ sagte eine ältere Dame, die schwarz gekleidet ging und ein Kreuz auf der Brust trug. „Ich für mein Theil habe nie an eine unbefleckte Empfängniß geglaubt, und halte mich gerne ferne von solchen Damen, die viel mit dem Engel Gabriel verkehren.“ Sie warf dabei der Baronin einen vielsagenden Blick zu und wandte sich

mit einem Lächeln der Selbstbefriedigung, das wahrscheinlich ihrer Bemerkung galt, nach einer andern Richtung hin. Die heilige Genoveva schüttelte traurig das Haupt. „Eine verstockte Sünderin!“ sagte sie. „Wie man es auch versuchen mag, sie bleibt bei ihrem Unglauben. Sie ist ewig verloren.“

So eben kam Gustave auf ihre Tante zu und deutete mit etwas ängstlicher Miene auf einen Herrn, der eine Uniform trug, vielleicht dreißig Jahre zählte, nicht übel aussah und sich tief vor der Baronin verneigte, während er als Hauptmann von Uechtwitz vorgestellt wurde. „Ich freue mich, Ihre Bekanntschaft zu machen,“ sagte sie verbindlich.

„Und ich bin überglücklich, die nahe Verwandte dieser jungen Dame zu begrüßen,“ versetzte er, sich nochmals verbeugend, „und ihr das Bekenntniß abzulegen, daß mein Glück in ihrer Hand ruht. — „Fräulein Gustave sehen und sie lieben, war das Werk eines Augenblickes. Machen Sie mich zum glücklichsten Sterblichen, gnädige Frau, indem Sie mir gestatten, von jenen Rosenlippen das Ja zu vernehmen.“

„Sie sind sehr gütig und gewiß fühlt sich meine Nichte durch Ihren Antrag geschmeichelt,“ versetzte die Baronin mit vieler Fassung; „doch werde ich ihr nie gestatten, so schnell über ihr Schicksal zu entscheiden. —

Sie mag Sie erst näher kennen lernen und dann bestimmen."

"Das ist überflüssig," fuhr der Andere heraus. "Der erste Eindruck entscheidet. — Wenn die Strömungen, die von unsern Körpern ausgehen, sich richtig gefunden haben, so gehören wir zu einander; das ist meine Ansicht von der Sache."

"Und wenn meine Nichte nun ein früher gegebenes Wort zu lösen hätte, wie dann?"

"Das fände keine Geltung, sobald ich aufträte," sagte er stolz. „Ich bin der Baron von Uechtwitz, bin Majoratsherr und Besitzer von fünftausend feinen Schafen, wer dürfte sich nun zwischen mich und meine Liebe drängen?"

"Haben Sie meine Nichte schon um ihre Neigung befragt?"

Er lächelte fein. "Die Frage ist naiv," sagte er. "Wie dürfte ich so ungalant sein, ein Mädchen solcher Geschmacklosigkeit anzuklagen?"

"Freilich!" erwiederte die Baronin jetzt gleichfalls lächelnd. "Ich meinte auch nur der Form wegen."

"Ich wußte das," sagte er artig.

„Sie werden meiner Nichte hoffentlich gestatten, Ihre nähere Bekanntschaft zu machen, bevor sie sich entscheidet?" fragte die Baronin verbindlich.

„Dagegen kann ich nichts einwenden, so tief mich ein solches Mißtrauen auch kränkt.“

„Sie dürfen dies nicht als Mißtrauen nehmen; wo es sich darum handelt, über sein ganzes Leben zu entscheiden, bedarf es einer genauen Prüfung, ob die Charaktere übereinstimmen. Es ist nicht so leicht, eine glückliche Ehe zu führen.“

„Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme,“ declamirte er. „Aber sei es! Ich unterwerfe mich dieser philisterhaften Prüfungszeit, und küsse Ihnen die Hand dafür, meine Gnädige. Von dem Fräulein aber erbitte ich mir den ersten Walzer auf heute Abend.“

Gustave blickte ängstlich auf ihre Tante. Diese nahm das Wort. „Meine Nichte ist eben erst von einer schweren Krankheit erstanden und darf sich noch nicht erhitzen. Sie wird Ihnen aber gerne zu einer Polonaise folgen.“ Damit verneigte sie sich gegen ihn, nahm Gustave am Arme und führte sie in einen andern Theil des Zimmers. Als sie nicht mehr gehört werden konnten, flüsterte sie ihr zu: „Wir müssen sehr behutsam mit diesen Leuten umgehen, mein Kind. Tanze also ganz ruhig die Polonaise mit ihm, schlage aber jeden andern Tanz aus. — In dem Verhältnisse zu Dir, wie er es jetzt voraussetzt, möchte er den Eifersüchtigen spielen und seine Haltung verlieren. Wir wollen auch nicht zu lange bleiben. Es hat doch etwas Unbehagliches.“

„Ist es aber recht, liebe Tante, daß Du mich als Fräulein vorstellst?“ fragte Gustave zaghaft.

„Das muß ich, mein Kind, um nicht die Neugierde zu erwecken, Deinen Verhältnissen nachzuspähen. Du wirst auch ferner in der Welt für unverheirathet gelten. — Als Frau oder Wittwe würde man sich in Vermuthungen über Dich erschöpfen und Dir durch Nachreden das Leben schwer machen, während Du als Waise ganz natürlich in der Welt allein stehst und Deinen Aufenthalt nach Belieben wählst.“

Hier wurden sie durch die Frau Directorin unterbrochen, die sie aufforderte, an der Abendtafel Platz zu nehmen. Es wurde bunte Reihe gemacht, die Gesellschaft betrug sich anscheinend wie jede andere; man lachte, scherzte, disputirte, und sprach dabei den Karpfen, die nach Landessitte aufgetragen wurden, tapfer zu. Gustave saß ihrem Anbeter gegenüber, und diese kleine Trennung war ihr eine große Wohlthat; — denn es wurde ihr sehr schwer, seine heißen Liebesschwüre ohne Lachen hinzunehmen, und doch hatte sie auch wieder das tiefste Mitleid mit ihm. — Endlich wurden die Tische weggeräumt und die ganze Gesellschaft bewegte sich nun in bunten Kreisen, selbst die Baronin mußte der Eröffnung dieses Balles ihre Hülfe leihen und mit dem Director den Reigen beginnen. Alt und Jung nahm daran Theil; nur eine einzige schwarze Gestalt stand

mit verschränkten Armen in einer Ecke, starrte die Decke an, und beobachtete düsteres Schweigen.

Sie fragte, warum der schöne, junge Mann diesem Vergnügen so gänzlich fremd bleibe, und hörte, daß er, inmitten seiner Studien, die Nichtigkeit alles Wissens erkannt, und jetzt auf eine Offenbarung von Oben harre, die ihm den Zweck seines Daseins enthülle. — Bis ihm dieser klar geworden, beschäftigte er sich mit nichts.

„Und wie werden Sie ihn heilen?“ fragte die Baronin.

„Durch körperliche Thätigkeit. Zu ernstes Studium und anhaltendes Sitzen hat ihm das Blut in den Kopf getrieben. Ich muß ihn zwingen, ein gesundes Leben zu führen, um ihn gesund zu machen.“ —

„Wie aber, wenn er sich nicht zufrieden giebt, so lange ihm diese Frage unbeantwortet bleibt?“ fragte sie und blickte mit erneuertem Antheil auf die in düsterem Tiefsinn vor sich hinstarrende Gestalt des Jünglings.

„Beantwortet ist sie ihm lange; er braucht dazu nur um sich zu schauen. Es ist der Hochmuth, der ihn verhindert, daran Genügen zu finden, das Glied einer Kette zu sein; er will ein Ganzes für sich ausmachen, und mit seinem Ich den Himmel stürmen. Es ist einer von diesen modernen Titanen, der für alle Zeit und Ewigkeit gelebt haben will, dem es zu klein scheint, in der Gegenwart seinen Platz auszufüllen. Wie Mancher

meiner Kranken wäre gesund geblieben, wenn er das „Bete und Arbeite“ über seine Thüre geschrieben!“

„Sie mögen Recht haben, lieber Herr Doktor;“ — versetzte die Baronin sinnend. „Es läßt sich aber so Manches im Leben gar viel leichter sagen, als ausführen. So geht es auch hier. Das „Bete“ meint „füge Dich in Geduld;“ und die Geduld ist gar schwer zu üben für Den, der sie nicht hat. — Sich in Demuth fügen, heißt, sein Kreuz auf sich nehmen, und dies Kreuz ist: das wirkliche Leben mit den Ansprüchen, mit der Sehnsucht und der Hoffnung in Einklang bringen, die in der Menschenbrust wohnt. — Dem Materialismus steht dies Aufschauen freilich entgegen, der Arzt möchte den Menschen mit seinem Denken und Wünschen an die Gegenwart, an sich selbst, an sein Tagewerk knüpfen; aber, gestehen Sie es dabei nur selbst, lieber Herr Director, daß wir bei solcher Auffassung des Lebens, ohne dieses Sehnen und dieses Hoffen auf ein schöneres Glück, ohne diesen Idealismus unserer Natur keine Kunst und keine Poesie und Alles das nicht hätten, was das Leben verschönt und veredelt, und uns auf den Gang unserer Civilisation so stolz macht.“ —

Der so Herausgeforderte lächelte. „Ich kann Ihren Folgerungen nicht widersprechen,“ sagte er, „sie sind der Wahrheit gemäß. Eben so gewiß ist es aber auch, daß diese Früchte der Civilisation gar häufig auf Kosten der

Gesundheit reifen, und da wir Aerzte in unserm Garten gerne frische Blumen blühen sehen, so hadern wir mit dem, was den Wurm in unsere Pflanzen trägt."

"Trunk und Sinnenlust tragen auch einen Wurm in Ihre Pflanzen, mein lieber Herr Director," versetzte sie lächelnd. "Ihr „Bete und Arbeite!" sollte auch an deren Thüren stehen, nur in noch größeren Buchstaben vielleicht. Gesunde Menschen, oder vielmehr eine gesunde Menschheit, kann nur Vernunft und Einsicht, gepaart mit Selbstbeherrschung, geben. Der ganze Unterschied ist immer doch: ob ich das Pferd reite, oder ob das Pferd mich reitet."

Der Tanz war beendet, es folgte nun ein Walzer und die Baronin winkte ihrer Nichte, sich heimlich mit ihr zu entfernen. — Der Schlaf wollte Beide aber noch lange nicht finden. Die Gesellschaft hatte auf sie einen eigenen Eindruck gemacht, wehmüthig warf sich Gustave an die Brust ihrer Tante und hauchte in ihr Ohr: "Das ist der Mensch, die Krone der Schöpfung!" — Es that der Baronin jetzt fast leid, daß sie sie hinunter geführt. In ihrer Stimmung mußte ihr vor Allem der Glaube an die Menschen rein erhalten werden, damit sie muthig in dem Kampfe blieb, der ihr bevorstand. Gab sie weniger auf die Achtung Anderer, so würde sie sich nicht viel zumuthen, solche zu verdienen. Sie antwortete ihr: "Das ist der Mensch, ein Sklave seiner

Leidenschaft. — Vergiß das nie, mein Kind, wenn irgend eine Empfindung die Herrschaft über Dich gewinnen will.“ —

Als Mitternacht lange vorüber war, weckte sie eine sanfte Musik. Gustave eilte an das Fenster und erblickte unten im Schnee, in seinen Pelz gehüllt, ihren Verehrer, der ihr ein Ständchen brachte. Er that ihr in diesem Augenblicke wahrhaft leid, sie hätte ihm gerne ein freundliches Wort des Dankes gesagt, wäre es in ihrer Macht gewesen. Ihre Tante warnte sie, diesem Gefühle nicht nachzugeben und ihn überhaupt vor ihrer Abreise nicht wiederzusehen. Die Flamme, in deren Scheine man sich nicht wärmen wolle, dürfe man auch nicht nähren. — Gustave fügte sich diesem Rathe, hüllte sich fest in ihre Decke ein und schlief mit einem Gedanken an den armen Menschen ein.

Eis und Schnee brachte auch der Weihnachtmorgen; gegen Mittag stellte sich aber eine helle Sonne ein, das Wasser tröpfelte von den Dächern und ein lauer Westwind versprach mildere Lüfte. Zur Reise war dieser Wechsel der Witterung sehr angenehm. Der „Neptun“ lag schon im Hafen und sollte sie morgen aufnehmen. Gegen Abend erschien Doktor Friedmann, um den Damen noch Lebewohl zu sagen. Er war sehr bewegt. — Zum ersten Male wurde Gustave über sein Benehmen stutzig, und

der Verdacht seiner Neigung stieg in ihr auf. Sie wurde über ihre eigene Bemerkung verwirrt und verlegen, wagte nicht mehr das Auge zu ihrer Tante zu erheben, und verließ endlich, um sich zu fassen, unter einem Vorwande das Zimmer. — Ihre Entfernung schien dem jungen Manne so willkommen, wie sie der Baronin unangenehm war. Er stand auf, maß mit hastigen Schritten das Zimmer, wurde feuerroth und stellte sich mit verschränkten Armen vor die Baronin hin. „Sie mögen mir zürnen," sagte er mit vor Leidenschaft bebender Stimme; „aber ich kann nichts anders. Ich liebe Sie, und muß es Ihnen sagen. Machen Sie nun aus mir was Sie wollen; nur verstoßen Sie mich nicht."

Die Baronin seufzte tief auf, als ob ihr die Antwort schwer falle, und sagte dann, ihr Auge mit ruhig freundlichem Ausdrucke auf ihn richtend: „Ihre Freundschaft wäre mir lieber, als Ihre Liebe, mein junger Freund; da sich Ihre Gefühle aber einmal so in Ihrem Herzen gestaltet haben, wie Sie sagen daß es der Fall sei, so muß ich mir diese Herbstblüthe gefallen lassen, und dem Schicksal danken, daß es noch eine solche Blume für mich blühen ließ. — Ich werde Ihrer stets mit Antheil gedenken, und ich hoffe, daß uns das Leben nie einander entfremden, uns nie einander ferne stellen wird."

„Und weiter wollen Sie mir nichts bieten, weiter mir nichts zugestehen? Soll meine heiße Liebe sich mit diesem Abschiedsworte fristen?“ fragte er glühend. — Die Baronin reichte ihm die Hand und erwiederte milde: „Sie verkennen meine Gefühle für Sie; es sind die der aufrichtigen Freundschaft, der sich noch die Dankbarkeit zugesellt, für so viel Gutes, das Sie mir und meiner Nichte durch Ihre Theilnahme in dieser schweren Zeit erwiesen. Sein Sie überzeugt, daß ich dafür stets eine warme Erinnerung an Sie in meinem Herzen bewahren werde!“

„Dafür! Ich mag kein „dafür“. Der Arzt will jetzt nichts von Ihnen, sagen Sie, daß Sie den Mann in mir lieben, gestehen Sie diesem ein Recht über Sie zu, und ich bin befriedigt.“

„Mein Leben ist abgeschlossen,“ sagte die Baronin sanft, „ich habe nichts mehr zu geben. Wenn meine Freundschaft und Achtung Ihnen nicht genügt, so müssen Sie unbefriedigt von mir scheiden.“

„Und warum das? Warum wollen Sie mir nicht mehr gewähren? Ist Ihr Herz so kalt, daß es keiner wärmeren Empfindung fähig ist?“

„Sie sind jünger als ich, darin allein liegt schon

der Grund, daß unsere Gefühle nicht in einander schmelzen können.“

„Die Liebe kennt keine Jahre. Ich habe nie darüber nachgedacht, wie alt ich bin, oder wie alt Sie sind, nur das weiß ich, daß ich Sie mein nennen möchte, und ist Ihr Stand Ihnen zu lieb, um damit zu mir herabzusteigen, so verschließen Sie mir wenigstens Ihr Herz nicht, lassen Sie meiner Liebe die Gerechtigkeit wiederfahren, daß sie nur die Frau in Ihnen sieht, lassen Sie meine glühende Sehnsucht die Gewährung finden, Sie nur einmal küssen zu dürfen.“

Die Baronin maß ihn mit sorgenden Blicken. Sie reichte ihm die Hand. „Lieber Freund! Wie soll ich Sie beruhigen,“ sagte sie herzlich. „Ueberlegen Sie es einmal genau, was Sie denn eigentlich von mir wollen, und ob ich Ihnen das zugestehen darf, ohne Sie an Ihrer Ehre zu kränken.“

Statt aller Antwort bedeckte er ihre Hand mit Küssen, sank dann zu ihren Füßen und schlang beide Arme um sie, so daß sie fast an seiner Brust ruhte. Sein Mund suchte den ihrigen, sie duldete es, bis seine Gluth nachließ. Dann erhob sie sich leise. „Sie haben in Ihrer Einbildungskraft diesen Augenblick heraufbeschworen, mein lieber Freund, und ich habe Sie ge-

währen lassen, weil ich wohl sah, wie heftig das Fieber in Ihren Adern glühte. Es ist immer gefährlich, wenn wir solche Träume des Glückes nähren, und unsere Sinne im Voraus bestechen, so daß jede Wirklichkeit weit hinter allem Erträumten zurückbleibt. — Es ist nicht Ihr erster und wird auch nicht Ihr letzter Traum dieser Art sein, und jeder Traum hat ein Erwachen, bis sie alle ausgeträumt sind, und das helle Licht der Wahrheit allein noch auf unserm Pfade leuchtet. — Jetzt giebt Ihnen die Freundin noch einen herzlichen Kuß und dann scheiden wir. Ich sende Ihnen Gustave, um Ihnen Lebewohl zu sagen.“ Damit entschwand sie aus dem Zimmer. Doktor Friedmann sah ihr nach, nicht wie ein Wachender, sondern wie Jemand, der auch im Traume noch träumt. Gustave trat ein, ohne daß er sie sogleich bemerkte. Als sie ihn anredete, fuhr er empor, griff nach seinem Hute und wünschte ihr mit ein paar eiligen Worten eine glückliche Reise. Sie hielt ein kleines Geschenk für ihn in der Hand, das sie ihm dankbar und gerührt zum Andenken bot. Er nahm es und sagte ihr verwirrt ein paar freundliche Worte der Erwiederung, dann stürzte er aus dem Zimmer. — Erstaunt über sein Wesen kehrte sie zu ihrer Tante zurück. Diese ging weiter nicht darauf ein, den Vorfall zu erklären. Sie wartete auf einen geeigneteren Moment, ihr auseinanderzusetzen, wie sehr die Frau sich zu hüten

habe, solche Momente in dem Leben eines Mannes für Liebe zu halten, und das Opfer einer solchen Einbildung zu werden. Sie fühlte, daß es nothwendig sei, Gustaven in dem Bezug eine klare Einsicht zu gewähren, und ihr einen hohen Begriff von der Mission der Frau als Gattin und Mutter zu geben. Da sie allein in der Welt stehen sollte, so konnte nur die Ehrfurcht vor der Heiligkeit ihres Berufes sie in sich selbst heiligen und an jede Empfindung den höchsten Maßstab legen lehren. Was Palma Vecchio auf dem Gesichte seiner Maria ausdrückt, das, meinte die Baronin, sollte die Weihe des Weibes sein und bei jeder Mädchenerziehung den Maßstab geben.

In einem engverschlossenen Wagen erreichten beide Damen das Schiff und gingen an Bord. Sie waren um so vorsichtiger, weil sie am Morgen in der Zeitung den Namen: „Herr von Lechzen aus Löwenstein" gelesen. — Jetzt waren sie jeder Nachforschung entschwunden. — Als die Sonne am folgenden Mittag durch die dicken Wolkenmassen Bahn brach, standen sie auf dem Verdecke und schaueten in die Ferne hinaus, ob nirgends mehr ein Streifen Landes sichtbar sei; aber nur Wogen thürmten sich an Wogen bis zum fernsten Horizonte. Groß und weit zog das Bild des Weltmeeres in die Seele Gustavens, ihre Kümmernisse schwanden davor, sie fühlte sich und Alles, was sie betraf, so klein diesem Elemente

gegenüber, auf dem sie, wie in einer Nußschale, schwankte und dem Tode so nahe in das Angesicht blickte. — Ihre Tante stand neben ihr und schlang jetzt den Arm um sie. Gustave lehnte ihr Haupt an deren Brust und flüsterte: „Das Leben ist doch schön, so lange man eine solche Stätte hat."

Ende des ersten Theils.